C. II. 9.

1836

δ'

50

Der glücklich gewordene Weise,

oder:

Briefe und Originalstücke,

enthaltend

die Abentheuer

Eugen Sans Pair's

Ad ſummum ſapiens uno minor eſt Ioue.

Hor.

Aus dem Französischen des Herrn le Suire.

Fünfter Band.

Mit kuhrfürstl. sächs. allergnädigster Freyheit.

Gera, 1789.
bei Christoph Friedrich Bekmann.

Coburger
Landes=
Bücherei

Der

glücklich gewordene

Weise.

Sechster Theil.

Erster Heft.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Auf der See 1771.

Die Stadt und der Hof folgten mir lange Zeit mit den Augen, mit empor gehobenen Armen, voll Verwunderung. Sie hielten mich für einen Gott, der in seine himmlische Wohnung zurückkehrt. Ich hatte schon die Stadt aus dem Gesichte verloren. Ich richtete meinen Weg nach Südwest, um Batavia zu erreichen; denn es war der erste Zweck meiner Reise, mich nach dieser Stadt zu Honoreens Vater zu begeben, wo ich ihre Zwillingsschwester Eleonoren finden sollte. Diesen Zweck wollte ich erreichen,

 ehe

ehe ich in mein Vaterland zurückkehrte. Schon war ich weit von der Hauptstadt entfernt, als ich plötzlich von einem blendenden Strahl getroffen wurde, und mich in den Lüften gebraten fühlte. Ich sah um mich, und erblickte auf der Spitze eines Thurmes eine große Feuermasse und einen Mann, der sie zu unterhalten bemüht war. Ich erinnerte mich, daß man einen boshaften Philosophen an die Gränzen verbannt hatte, der einen Brennspiegel verfertiget haben soll, womit man so gut, als mit dem des Archimedes eine Flotte entzünden könnte. „Ach, sagte ich zu mir selbst, das ist der Elende, der mich jetzt in den Lüften braten will. Bösen Willen hat er gnug dazu, und am Ende wird er wohl gar noch vorgeben, er habe einen Bösewicht bestrafen müssen, der den Staatsgesetzen zum Trotze, sich mit der Luftschiffarth abgegeben." Ich mochte fliehen so sehr ich wollte, der verzehrende Strahl verfolgte mich unbarmherzig.

Schon entzündete sich mein Adler, mein Nachen brannte, die Seile, die ihn hielten, fiengen

fiengen Feuer. Ich war auf dem Punkt zu fallen, und durch diesen Fall zermalmt zu werden. Aus Furcht vor dem Braten, stürzte ich meinen Nachen um. Dieser wurde nun gleich einem Regenschirm von dem Winde getragen, der sich darinnen verfieng. Aber derselbe Wind bließ das Feuer an, das der Nachen ergriffen hatte. Nothwendig mußte dieser in den Lüften verzehret werden, ehe ich mich auf die Erde herablassen konnte.

Indessen warf mich der wüthende Adler gegen einem sehr hohen Berg. Ich befand mich auf dessen Gipfel, ehe mein Nachen ganz verzehret war, und dieser glückliche Zufall machte, daß ich nun nicht mehr so hoch herabzusteigen brauchte. Da ich nichts mehr hatte, was mich unterstüzte, fiel ich. Wäre mir aber dieses Unglück über der Ebene begegnet, so wäre ich tausend bis zwölfhundert Fuß tiefer gefallen. Doch war mein Fall hart, und ich sank in eine tiefe Ohnmacht.

Bald wurde ich aber durch starke Peitschenhiebe wieder aufgeweckt. Ich öfnete die Augen; ich fand mich unter den Händen einiger Mohren, die mich auf das grausamste behandelten. Ich wollte mich aufrichten, um einer so unwürdigen Behandlung zu entgehen; aber ich war von meinem Fall so gestaucht, daß ich mich nicht rühren konnte. Die Schläge hielten mich freilich nicht; aber die Wuth, die mich beseelte, gab mir endlich Kraft aufzustehen. Ich fiel über die Barbaren her, um mich zu rächen; denn einem Mann, der noch Blut in den Adern hat, ist es unmöglich, sich ungestraft schlagen zu lassen. Drei bis vier Mohren streckte ich zu Boden; aber endlich fiel auch ich unter die Menge. Es überfiel mich unglücklicherweise eine Ohnmacht, und ich konnte nicht länger widerstehen. Die Barbaren benutzten diesen Umstand, um mir die Hände zu binden, und mir einen Strick um den Hals zu legen. So gefesselt, belustigten sie sich damit, mich nach Gefallen zu betrachten, Ohne ihre Sprache zu verstehen, schloß ich aus ihren

Bewegungen und Grimassen, daß sie mich sehr häßlich fanden, weil ich weiß war, weil ich keine aufgeworfnen Lippen und weil ich keine plattgedrückte Nase hatte. Sie untersuchten mein ganzes Individuum, und das zwar unter einem entsetzlichen Gelächter, besonders auf Seiten der Damen.

Fortsetzung.

Die Mohren.

Meine Kräfte kamen wieder; sie waren aber noch nicht hinreichend, ihnen zu widerstehen. Ich war kaum im Stande, mich auf den Füßen zu halten. Doch mußte ich eine Frau auf meinen Schultern tragen, ob es gleich Noth gethan hätte, daß ich getragen worden wäre. Die Schwar-

Schwarzen schienen stolz darauf zu seyn, einen Weißen zum Sclaven zu haben, und mir schien es hart, von dem höchsten Range in eine so wenig anziehende Laage gesunken zu seyn.

Ich wollte mich widersetzen. Man gab mir Stiche ins Fleisch, und ich merkte, daß es wohlgethan seyn möchte, die Partie des Gehorsams zu ergreifen. Ich wurde nun nicht nur wie ein Sclav, sondern wie ein Lastthier behandelt. Man führte mich mit dem Strick um den Hals, man nöthigte mich durch Peitschenhiebe zum gehen, man lud mir eine nachdrückliche Last auf. Ich büßte für das Verbrechen, ein Gott gewesen zu seyn, und machte heimlich einen Plan, mich zu befreyen und zu rächen.

Wir giengen nach Westen zu, und ich glaubte, wenn wir diese Richtung verfolgten, bald an die See zu gelangen. Dies entzückte mich, denn ich schmeichelte mir, dort Europäer anzutreffen,

die mich befreyen würden, und ein Schiff zu finden, um nach Batavia zu seegeln.

Meine Schöpse von Herren, boten mich, sobald wir an die See gekommen waren, einem vornehmen Sclavenhändler zum Verkauf an, vermuthlich um mich wieder an die Europäer zu verhandeln. „Ich handle nur mit schwarzen Sclaven, war seine Antwort, der hier ist weiß.“ Hierauf wurde ich einigen französischen Kaufleuten angeboten, die eben Mohrensclaven kaufen wollten. Hier bekam ich den Einfall, mich zu retten und zu rächen. Ich sagte den Kaufleuten, diese Schurken von Mohren wären meine Sklaven, sie hätten einen Aufstand gemacht und mich in den elenden Zustand versetzt, worinnen man mich jetzt sähe. Wollte man mich ihren Ketten entreissen und mich in Freiheit setzen, so wäre ich erbötig, die eine Hälfte meiner Sclaven dafür zum Geschenke zu machen, und die andre um einen billigen Preis zu verkaufen.

Die Kaufleute fanden diesen Vorschlag gerecht, weil er vortheilhaft für sie war. Sie berichteten dem König von Congo, in dessen Staaten wir uns befanden, daß meine Sclaven sich wider mich aufgelehnt hätten, daß wenn er sie einziehen lassen und sie mir zurückgeben würde, ich ihm eine Anzahl davon abtreten wolle. Der König fand diesen Vorschlag ebenfalls gerecht, weil sein Vortheil mit dem meinigen verbunden war. Er sagte zu meinen barbarischen Gebietern: „Was, ihr Hunde, ihr untersteht euch, gegen denjenigen euch zu empören, der für eure elenden Gerippe sein baares Geld gegeben hat!" Sie wurden ganz starr, bei dieser Apostrophe. „Nein, nein, schrieen sie, dieser Elende ist unser Sclave, den wir euch verkaufen wollen. Wir sind seine Herren und nicht seine Sclaven" Der König sah viel mehr Gewinn für sich, wenn er meine Partie nähme, als wenn er sich auf die Seite der Schwarzen schlüge; doch war er noch wankend; aber die französischen Kaufleute versprachen der Königin von Congo eine ganz artige Summe, wenn

wenn sie es dahin brächte, daß die Sache zu meinem Besten entschieden würde. Mit der plattesten Nase, den aufgeworfensten Lippen, der schwärzesten Haut und den herabhangendsten Brüsten, die man nur sehen kann, kostete es ihr wenig Mühe, alles, was sie wollte, von ihrem Herrn zu erlangen. Wie war es möglich, so vielen Reizen zu widerstehen? Die Schwarzen, funfzig an der Zahl, wurden augenblicklich in Eisen gelegt und ich von meinen Banden befreyt. Fünf und zwanzig davon gab ich Sr. schwarzen Majestät. Sie hätte sie alle nehmen können, wenn sie gewollt hätte; aber zu so einer solchen Gewaltthätigkeit dachte sie zu edel. Sie überließ diese Sclaven den französischen Kaufleuten für einige Fäßgen Brandtewein und andere Victualien. Die fünf und zwanzig übrigen wurden mir Stück für Stück mit tausend Franken in Wechseln auf Batavia bezahlt. Ich war nun fünf und zwanzigtausend Franken reich und meine Schwarzen wunderten sich gar mächtig, daß sie nunmehr Sclaven waren. Um sie daran zu gewöhnen, bediente man jeden mit zweyhundert Peitschenbie-

ben,

ben, während wir es uns von dem Kaufgelde für ihre Leichname sehr wohl seyn ließen. Ich beklagte sie, ob sie gleich dieses Schicksal um mich verdient hatten; und nicht ohne Reue sah ich sie in Fußeisen schmieden, um in den untersten Schiffsraum begraben zu werden.

Man machte mir Hoffnung auf die baldige Ankunft eines englischen Schiffes, von der Ostindischen Compagnie, welches mich nach Batavia bringen könnte. Ich wartete eine Zeit lang und unterhielt mich unterdessen mit der Königin von Congo, die ein Auge auf mich geworfen hatte. Der König schien sehr gestimmt zu seyn, mich bei seiner keuschen Hälfte alle Freuden genießen zu lassen, die ich wollte. Ich mißbrauchte aber diese Erlaubniß nicht.

Endlich kam das gewünschte Schiff. Ich wurde mit dem Capitain eins. Die Königin von Congo war so betrübt, mich reisefertig zu sehen, daß sie alle ihre Weiber aufs Blut peitschen lies. Dies setzte sie denn in den Fall zu weinen, und

gab

gab ihnen das Ansehen, als ob sie mich bedauer-ten. Die lieben Geschöpfgen zeigten mir ihr Si-tzefleisch, um mir das Herz zu brechen. Ich ver-sicherte ihnen, wie sehr mir ihr Schmerz nahe gieng. Die Königin bat mich, ehe ich mich von ihr trennte, um einen kleinen Finger, den sie sorgfältig aufzuheben versprach. Sie verlangte ihn als ein Pfand meiner Liebe, und bot mir dagegen eine Locke von ihrer schwarzen Wolle an. Ich empfieng ihr Geschenk auf den Knien; ich gab ihr das meinige. Es war kein kleiner Finger von mir, denn an diesen hieng ich zu sehr, sondern eine Tonne Brandtewein, die sie auf meine Ge-sundheit auszuleeren versprach.

Fort-

Fortsetzung.

Batavia, im December, 1771.

Eleonore.

Das englische Schiff nahm mich am Bord, stach in See, und brachte mich bald nach Batavia. Bei meiner Ankunft fragte ich nach der Wohnung des Herrn de l'Astre; Man führte mich sogleich dahin. Es kam mir ein langer Mann entgegen, den ich auf den ersten Blick für den erkannte, den ich suchte. Denn ich hatte oft sein Portrait gesehen, das, wie Mamsell Honoree, seine Tochter, versicherte, mir sehr ähnlich sehen sollte. Würklich glaubte ich auch zwischen den Zügen dieses ehrwürdigen Greises und den meinigen einige Aehnlichkeit zu finden. Dies kann für mich nicht anders, als schmeichelhaft sein, denn man sieht wohl, daß er einst ein sehr schöner Mann war. Darf ich darauf bauen, was meine Eigenliebe mir eingiebt, so machte mein

mein Anblick einen vortheilhaften Eindruck auf ihn. Er empfing mich mit einem gefälligen Lächeln, und redete mich mit so vieler Güte an, als ich nur wünschen konnte. „Mein Herr, antwortete ich, ich komme von einer Person, die ihnen sehr theuer sein muß" Hierauf übergab ich ihm einen Brief, den mir meine liebe Honoree mitgegeben hatte, um mich ihm zu empfehlen. Bei Erblickung dieses Briefs lächelte er von neuem und sah mich noch bedeutender an. Er las den Brief und sah mir dabei immer ins Gesicht. Endlich reichte er mir die Hand. „O, sagte er, mich umarmend, sie sind der gute Eugen Sans Pair, ich habe sehr viel von ihnen gehört und bin unendlich erfreut, sie zu sehen.

Gleich rufte er Eleonoren. Ein herrliches Mädchen erschien. O GOtt! es war Honoree, wenigstens schien es mir so. Ich stand stumm und unbeweglich da. Die Dame wurde feuerroth Ihre Kammerfrau mußte sie halten. Der Vater lächelte über unsere wechselseitige Verlegenheit. „Was ist dir, liebe Tochter? sagte er;

Warum bist du denn so betroffen, da du einen Herrn siehest, den du nicht kennst?" — „Mein Vater, antwortete sie zitternd, sie wissen, daß ich eine Person kannte, die diesem Herrn vollkommen ähnlich sah. Beim ersten Anblick hielt ich ihn für diesen theuren Mann. Verzeihen sie. — —" Es ist wahr, versetzte der Vater. Herr Eugen hat außerordentlich viel Aehnliches mit jenem jungen Menschen! Aber sie, mein Herr, warum setzt sie der Anblick meiner Tochter so in Bewegung?" — „Aus gleicher Ursache, antwortete ich; ich hätte geschworen, Mamsell Honoreen, ihre zweite Tochter vor mir zu sehen. —" „Man will sagen, meine beiden Mädchen sähen einander vollkommen gleich, betrachten sie Eleonoren, gleicht sie wirklich ihrer Schwester so sehr? finden sie gar keinen Unterschied?" — „Mamsell Eleonore scheint mir ein paar Jahre älter" — „Sie sind aber doch Zwillinge!" — „Wohl, aber eben fällt mir ein, daß ich Mamsell Honoreen ohngefähr vor zwei Jahren verlassen hab, sie ist also seitdem auch zwei Jahr

älter

älter geworden. Vielleicht ist Mamsell Eleonore ein wenig stärker, aber ihre Mamsell Schwester kann seit zwei Jahren auch zugenommen haben. Ich waage noch eine Vermuthung. Es scheint mir, als ob Mamsell Honoree, aber ganz unmerklich, etwas weißer sei, als ihre Zwillingsschwester; dies kann aber auch daher kommen, weil die Luft in Frankreich gemäßigter ist und weniger färbt, als in Batavia. Doch sehe ich noch einen Unterschied. Mamsell Eleonore hat über den Schlaf eine kleine Narbe, die ihr noch einen Reiz mehr giebt, und die ich bei ihrer Mamsell Schwester nicht gesehen habe." — „O, sagte der Vater, ganz gewis hat jene auch eine solche Narbe bekommen; denn es herrscht zwischen meinen Töchtern eine ganz besondere Sympathie, und sie müssen sich in allen Stücken gleichen. Und du, hier wendete er sich zu Eleonoren, findest du denn keinen Unterschied zwischen Herrn Eugen und deinen Herrn von Pair-Sans." — „Keinen, war ihre Antwort, und ich kann gar nicht darüber wegkommen."

Ich fragte hierauf nach Honoreen. „Seit einiger Zeit habe ich nichts von ihr gehört, erzehlte mir der Vater, nach ihren letzten Briefen befand sie sich wohl. Außerdem können sie auch von der Gesundheit der einen Schwester ganz sicher auf die andere schließen; denn es herrscht zwischen beiden eine Simpathie, von der man wenig Beispiele hat. Ich habe bemerkt, daß beide zu ein und eben derselben Zeit, an ein, und eben derselben Krankheit darnieder lagen: denn Eleonore wurde, wie ihre Schwester, von einer ganz sonderbaren Maladie befallen. Ihre Temperamente gleichen sich, wie ihre Figuren. Und ich glaube daher, außerordentliche Zufälle, die ich nicht voraussehen kann, abgerechnet, sie versichern zu können, daß da Eleonore wohl ist, Honoree sich nicht übel befinden kann." Diese Simpathie ist in der That etwas ganz besonders, und um die Aehnlichkeit noch vollkommen zu machen, so gleiche ich, wie man sagt, völlig Eleonorens Liebhaber.

Wir

Wir speißten des Abends ganz allein zusammen. „Aber, fieng der Vater an, sie sollten uns etwas neues von Honoreen erzehlen, denn sie kommen ja von ihr her.“ — „Ach, antwortete ich, es ist bereits länger als zwei Jahre, daß ich diese angebetete Person nicht gesehen habe“ — Man äußerte viel Neugierde, meine Schicksaale in diesem Zwischenraum zu erfahren. Ich erzehlte meine Geschichte, seit meiner Abreise von Paris, und man hörte mir mit sichtbarer Theilnahme zu. Eleonore fragte viel nach Agrestulen und Minerven-Amanden. Ich zeigte ihr die Portraits dieser beiden lieben Personen, die ich zum Sprechen getroffen hatte. Mamsell de l'Astre ergoß sich in Lobeserhebungen über diese beiden Schönheiten, die nach ihrem Urtheil vollkommen waren. „O, rief sie aus, diese beiden mußten nothwendig Honoreen aus ihrem Herzen verdrängen. Sie sind ihr so unendlich an Schönheit überlegen.“ — „Nein, gewis nicht, antwortete ich. Obgleich zum Hinreißen schön, so können sie doch höchstens nur der angebeteten Hono-

ree und ihrer göttlichen Schwester gleich kommen. Nach meinem Urtheil haben sie nicht einmal das gewisse Etwas, das ich nun bei dieser einzigen Person, und bei ihnen, Mamsel, finde; denn beides ist ja eins. Diese außerordentliche Aehnlichkeit täuscht mich so sehr, daß ich ihnen alle Augenblicke zu Füssen fallen möchte. Die englische Honoree wird gewis immer die erste Gebieterin meines Herzens bleiben."

Mein Aufwallen schien der schönen Eleonore nicht zu misfallen, und ihre Augen sprachen, fast möchte ich sagen, Liebe. Der Vater hingegen schien meine Zärtlichkeit nicht zu billigen. „Junger Mann, sagte er; so lange sie so weit von Honoreen entfernt sind, werde ich ihre Liebe zu ihr eben nicht hintertreiben; aber man muß auf etwas anders denken. Sie empfiehlt sie mir mit vieler Wärme, und ich will mich für sie verwenden. Ich werde sie in meine Handlung nehmen, aber unterstützen sie durch ihrem Fleis die Absichten, die ich mit ihnen habe. Erst eine Versorgung, Herr; denn darf man auf Liebe

den-

denken." — „Ich dankte dem Herrn de l'Astre für seine gütigen Gesinnungen, und versprach den größten Eifer und die größte Thätigkeit."

Ich schien ihm sehr zu gefallen. Er bemerkte selbst, mit Vergnügen, die Aehnlichkeit, die ich mit ihm hatte. Er mochte wohl nicht wissen, daß ich der Sohn eines Portiers bin. Eleonore erzehlte mir, daß Honoree sehr wünschte, nach Batavia zu kommen, daß sie aber von einer Tante abgehalten werde, die sie zur Erbin eingesetzt habe. Von diesen Sachen war ich schon vorher unterrichtet. Ich vermuthe daher, daß Honoree bei dieser Tante bleiben wird; denn man vermeidet mir ihren Aufenthalt zu entdecken, vermuthlich, damit ich nicht an sie schreiben und unsere wechselseitige Liebe nähren soll.

Ich bin nunmehro im Stande, meinen Freunden in Europa Nachricht von mir zu geben. Ich werde meine Briefe mit dem ersten Schiff abgehen lassen, das dorthin seegelt. Dir

 will

will ich wissen lassen, auf welche Art eure Antworten an mich bestellt werden können.

Fortsetzung.

Batavia im December 1771.

Die Freundin.

Eben bietet sich mir eine Gelegenheit dar, liebster Freund, Dir meine Briefe zu überschicken, und ich mache sogleich Gebrauch davon. Ich schreibe auch an die schöne Honoree, aber ich weis nicht, wo sie sich aufhält. Ihre Schwester hat mir es durchaus nicht sagen wollen. Sie hat es blos über sich genommen, meinen Brief zu bestellen. Ich bat sie, ihn vorher zu lesen, und sie schien sehr zufrieden darüber. Sie gab meinen Empfindungen für ihre Schwester vielen Beifall. Sie lobt meine Treue, und beinahe

kommt

kommt es mir so vor, als ob ihr Herz eben das für mich fühlte, was die theure Honoree für mich empfindet. Die Simpathie zwischen diesen beiden Schwestern ist außerordentlich, und es ist nicht zu verwundern, daß sie auch gleichen Geschmack haben. Ueberdies soll ich ja auch Eleonorens Liebhaber so sehr ähnlich sehen — — — das ist sonderbar. Ich bin ja doch kein Zwillingsbruder.

Es würde mir Leid thun, wenn die schöne Eleonore Empfindungen für mich hegte, die ich nicht erwiedern könnte. Wenn ich sage, Empfindungen, die ich nicht erwiedern könnte, so drücke ich mich sehr schlecht aus; ich fühle mich im Gegentheil sehr dazu geneigt, dieser schönen Person zu huldigen; aber ich gehöre ihrer Schwester. Das Gesetz der Treue verbindet mich dazu. Sie lobt selbst die meinige; wie könnte ich außerdem einer so vollkommenen Person widerstehen! denn, Freund, sie hält ihrer Schwester das Gleichgewicht. Die Natur, sonst so sparsam mit ihren

Meisterstücken, hat hier deren zwei, und einander ganz ähnlich, hervorgebracht.

Ich habe auch noch eine andere Eroberung gemacht. Es wohnt hier im Hause eine gewisse Madam Ribeira, eine Portugiesin, eigentlich aus Frankreich gebürtig. Sie ist eine junge Wittwe, von höchstens zwei und zwanzig Jahren; sehr schön, sehr reich, und sehr lebhaft. Ich gefiel ihr auf den ersten Blick, und sie gestand es ganz freimüthig. „Wo haben sie diese Amplette gemacht? fragte sie den Herrn de l'Astre, das ist ein Schatz, der ihnen aus den Wolken zugefallen ist. Bravo, das wird uns Spas geben; wir brauchen welchen, o, wie wollen wir lachen! — Immer redete sie mit mir. „Nun, junger schöner Mann, sagte sie, sorgen sie hübsch für unsere Unterhaltung, erzehlen sie uns ihre Pariser Geschichten, ihre kleinen Herzensangelegenheiten. O, lieber Junge, mit ihrem Wuchs haben sie gewis mehr als einer das Köpfgen verrückt." — Ich erzehlte allerlei Geschichten von Paris, und

einige

einige von mir. Madam Ribeira wollte sich halb tod lachen. „O, er ist allerliebst, rief sie, diese Abentheuer sind einzig in ihrer Art. Sie müssen mit uns auch welche haben.“

Mamsell Eleonore lachte nicht. Sie betrachtete Madam Ribeira mit Ungedult, so ohngefähr, wie man eine Nebenbuhlerin beobachtet. „Munter, munter, kleine Prüde, sagte die Portugiesin, die recht gut französisch spricht. O der liebe junge Mann muß ihre Bildung über sich nehmen. Ich will, daß er ihnen den Hof mache, das wird sie sehr aufheitern.“ — Sie lachte dabei so herzlich, daß die ganze Gesellschaft mit einstimmen mußte, nur Eleonore nicht.

Ich wollte nicht gerne, daß dieses schöne Mädchen ernsthaft bleiben und eifersüchtig thun sollte. — „Siehst du, sagte die liebenswürdige Schäckerin, er liebt dich schon, trotz deiner Sprödigkeit, er sieht dich mit einem Blick voll Zärtlichkeit an, ohngeachtet du dein Mäulgen

hängst

hängst. Du verdienst dieses Glück gar nicht. Und mich, schöner junger Mann, die ich dich von ganzem Herzen liebe, und mich dir, so zu sagen, an den Hals werfe; liebst du mich denn auch ein wenig?" Ich konnte nicht anders, ich mußte das allerliebste muntre Weib umarmen. Sie erwiederte es von ganzem Herzen. Eleonore zwang sich, mit der übrigen Gesellschaft zu lachen, aber sie verließ uns bald, und gab ein Kopfweh vor, welches mich sehr beunruhigte.

Madam Ribeira nahm ohne Umstände meinen Arm, ich mußte sie auf ihr Zimmer führen. Dies that ich mit Vergnügen. Unterwegs und auf ihrem Zimmer sagte sie mir unendlich viel schönes und schmeichelhaftes, und ich war sehr empfänglich dafür.

Herr de l'Astre giebt mir indessen viel zu thun; aber er scheint mit mir zufrieden zu sein, und lobt mich gegen jedermann. Eleonore sagt mir, daß ich ihm sehr behage, und

macht

macht mir Hoffnung, daß er sich vielleicht bald entschließen werde, mich mit Honoreen zu verbinden.

Derselbe an denselben.

Batavia im Jenner 1771.

Wir haben Nachricht von Honoreen, liebster Freund. Ihre Tante ist tod. Sie ist im Begriff, zu ihrem Vater zu reisen. O Gott, ich werde meine theure Geliebte wiedersehen! Bald bin ich vielleicht so glücklich, auf ewig mit ihr verbunden zu sein! Ja, Freund; alles scheint sich dazu zu vereinigen. Ich gefalle ihrem Vater, er macht kein Geheimniß daraus. Aus Eleonorens Augen strahlt Freude. Sie versichert mich, ihr Vater schien außerordentlich gut auf mich zu sprechen zu sein. Sie ist ganz entzückt, über das

Glück

Glück ihrer Schwester. Sie muß mich doch nicht lieben, wie ich Anfangs die Eitelkeit hatte, zu vermuthen, denn sonst würde ihr die Eifersucht nicht zulassen, einen so herzlichen Antheil an dem Glück ihrer Nebenbuhlerin zu nehmen.

Madam Ribeira fährt fort, mir den Hof zu machen. Verzeihe mir diesen thörichten Ausdruck; ich kann keinen angemessenen finden, um das Zuvorkommende und Einladende zu beschreiben, das sie gegen mich äußert. Wir hatten vor einigen Tagen eine lange Unterhaltung auf ihrem Zimmer. „Herr de l'Astre, sagte sie, hat sie sehr lieb, aber er läßt sie arbeiten, wie einen Missethäter. Dazu sind sie doch wahrhaftig nicht gemacht. Ich merke wohl, der gute Mann will sie mit der Hand seiner Tochter belohnen, mit Honoreen, die so schön sein soll, als ihre Schwester. Das heißt viel gesagt. Das ist schön, das ist erhaben; aber wenn man ihnen beide Schwestern zusammen gäbe, so würden sie doch nur dem Jacob gleichen, der sich Rahel

und Lea durch seine langen Dienste erkaufte. Für einen Mann, wie sie, ist ein solcher Handel nicht. Ihre Gestalt ist ihre hunderttausend Pfund Einkünfte werth. Ich biete ihnen zweimalhunderttausend an. Eleonoren würde ich sie nicht abspenstig machen, sie ist meine Freundin, aber Honoreen — da weis ich nicht. Sie soll ein wenig spröde sein, wie ihre Schwester, und das wird man ihnen sehr hoch anschlagen. Ich kann mich freilich mit diesem erhabenen Zwillingspaar nicht messen, das weis ich wohl. Auch ihrer bin ich nicht würdig; aber zweimalhunderttausend Pfund Einkünfte, mein Freund, sollten die mich nicht etwas mehr ins Gleichgewicht bringen? Ich würde mich mit einem Gott, mit einem König vermälen, denn du warst ja beides. Ich würde dich aber auch anbeten, und deine vortrefliche, deine zärtliche Honoree würde sich anbeten lassen. Denk darüber nach, mein theurer Freund. Sag nur ein Wort, und wir ziehen nach Paris, nach London, nach Rom, kurz, wohin du nur willst."

Ich konnte nicht umhin, für ein so gefälliges Anerbieten meine Erkenntlichkeit zu bezeigen; aber ich konnte es nicht annehmen. Ich begnügte mich damit, mir Bedenkzeit auszubitten. Madam Ribeira lies nun eine andre Mine springen. „Mein Bester, sagte sie, wenn ich deine Gattin nicht sein kann, so will ich deine Geliebte sein, oder alles, was du willst. Nichts ist niedrig, wenn man den Eugen Sans-Pair besitzen kann.

Ich wagte mich nicht, diese glückliche Stimmung zu benutzen; aber in der Stadt wollte man wissen, daß ich Gunstbezeugungen genöß, die ich geheim zu halten suchte. Doch was sage ich. Du könntest diese Dame einmal sehen, und dann denken — — — O denke nichts, Freund, ich beschwöre Dich.

Alles was ich von diesen Gunstbezeugungen hatte, die das Publicum mir andichtete, waren Händel. Du begreifst wohl, daß eine so reitzende und so reiche Frau, als Madam Ribeira, außer

mir

mir auch noch andre Anbeter hatte. Diese konnten es nicht zugeben, daß ein Gelbschnabel aus der andern Welt, so nannten sie mich — ihnen einen so köstlichen Bissen wegnähme. Ich habe darüber schon Degenstiche ausgetheilt, habe auch meinerseits welche erhalten, aber das hatte alles nicht viel auf sich. O, mein Freund, der du mich oft einen Philosophen zu nennen beliebtest, wo ist jetzt der Philosoph? Ach ich bin nichts weiter, als ein junger Mensch.

Die schöne Eleonore scheint sich sehr über alle die Geschichten zu bekümmern, die von mir herumgehen. Ich martre dieses vortreffliche Mädchen, da sie mich mit so vieler Theilnehmung beehrt. Und was wird ihre liebe Schwester von mir denken, wenn sie hieher kommt? Ihr Vater sagt mir gar nichts. Er scheint von meinen Thorheiten nichts zu wissen. Es ist wahr, ich versäume nie meine Pflicht gegen ihn; er ist mit mir zufrieden und überträgt mir manches, aber wie ei-

nem jungen Menschen. In seinen Augen bin ich weiter nichts, als dieses.

Derselbe an denselben.

Batavia, im Jenner 1772.

Ein edles Anerbieten.

Die schon so reiche Madam Ribeira hat in Goa eine Erbschaft von zweihunderttausend Pfund Einkünften gethan. Sie lies mich rufen: „Mein lieber Freund, sagte sie, willst du mit deinem Weibe nach Goa gehen, und ein neues Vermögen von zweihunderttausend Pfund Einkünften in Empfang nehmen?" — „Sie wissen, meine Gute, antwortete ich, daß ich jetzt nicht von mir, sondern von dem Herrn de l'Astre abhänge." — „Ach kleiner Schelm, wenn du dein Weib dahin führst, hängst du blos von dir ab" — „Warum, reizende

reizende Freundin, muß ich jetzt eben, durch höhere Pflichten beherrscht werden!" — „Wie? du willst mich allein abreisen lassen, Böser; nun gut, du magst mich nehmen oder nicht, diese Erbschaft soll dein. Du wirst zweihunderttausend Pfund Einkünfte haben, und brauchst nicht mehr der Bediente eines groben Holländers zu sein. Du kannst nunmehr frei schalten, mit deiner Hand, mit deinem Herzen und mit mir." — „Herrliches Weib, sie setzen mich in Verwirrung, sie zeigen sich in ihrem vollen Uebergewicht über den armen Eugen. Sie überhäufen mich mit Güte. Ich kann ein so prächtiges Geschenk nicht annehmen. Bedenken sie, meine Theure, daß ich kein angebohrnes Vermögen habe, daß ich nicht im Stande bin, so reiche Geschenke zu machen, als sie. Sagen sie mir, liebe Ribeira, glauben sie, daß Eugen in ihrer Laage unfähig wäre, großmüthig zu sein?" — „Nun so setze dich in meine Laage, oder erlaube mir, daß ich dich hinein setze. Laß mich nur machen. Das würde artig lassen, wenn du das deiner Freundin abschlügst, wenn du dich ihrem größten Vergnügen, dich zu verbinden, widersetztest.

setztest." — „Meine Beste, ich will Herrn de l'Astre um Erlaubniß bitten, sie nach Goa begleiten zu dürfen." — „Nein, du sollst mein Geschenk nicht im Schweis deines Angesichts empfahen. Es muß auf meiner Seite ganz Geschenk sein.

Wir packten ihre Koffer. Ich speißte ganz allein mit ihr. Ich erzehlte ihr meine Geschichte, ohne die geringste Zurückhaltung. Ich gab mich für den Sohn eines Portiers aus. Ich erzehlte alles, von meiner Abreise von Rouen bis zum gegenwärtigen Augenblick. Oft lachte das gute Weib, eben so oft weinte sie, und noch öfter fiel sie mir um den Hals. „O, rief sie aus, ich muß alle die Leutgen sehen. Ich muß unter ihnen leben. Rede mir nicht von den groben Holländern, mit ihren Tonnen Goldes. Das sind Midasse; alles verwandelt sich unter ihren Händen in Gold, und sie wissen es doch nicht zu gebrauchen. Unter ihren Perüken sieht man ihre Ohren. Lieber Freund, du mußt die gute Blandule versorgen. Ein herrliches Mädchen! was sind wir mit samt

unserm

unserm Vermögen gegen sie? Ich will deine kleine Blanduline sehen, und das arme Kind wird mich nicht sehen! Ach! dies bricht mir das Herz; und Crepuscule, die dort ihr Näsgen zeigt, um mich zu erheitern; Würklich, deine Freudenmädchen sind besser, als unsere ausgesuchtesten Damen in Batavia, mit alle ihren Reichthümern, ihrem Prunk, ihrem Pflegma, und ihrer Oekonomie.

Derselbe an denselben.

Batavia, im Februar, 1772.

Abentheuer.

Die liebe Ribeira ist nach Goa abgereißt. Unser Abschied war unaussprechlich zärtlich. Ich war ganz außer mir. Die schöne Eleonore erträgt ihre Abwesenheit weit gelaßner. Man sollte mei-

meinen, sie sei eifersüchtig. Vermuthlich wäre dieses aus Theilnahme für ihre Schwester. Aber mein Herz irrt sich dabei unaufhörlich! ich könnte leicht meiner abwesenden Geliebten untreu werden und das zwar um ihres wahren Ebenbilds willen, das mir um so gefährlicher ist, da es gegenwärtig ist.

Obgleich Madam Ribeira entfernt ist, so habe ich doch Nebenbuhler, die mich plagen, und nicht blos Ribeira's wegen. Viele wollen mir Eleonoren streitig machen, ob ich gleich gar keinen Anspruch an diesem lieben Kinde mache.

Besonders ist einer darunter, der eine weit gefährlichere Miene annimmt als einer. Es ist ein sehr reicher Engeländer, der heirathen will, und es für schimpflich hält, daß ein Gelbschnabel, wie ich, seinen Wünschen Hindernisse in den Weg legen sollte. Man hält ihn für großmüthig, zugleich aber auch für tapfer und furchtbar. Er soll schon mehrere, die ihm seine Mädgen streitig machen wollten, in die andere Welt geschickt haben.

Man

Man sagt, er habe eine ganz erstaunliche Stärke, und niemand könne gewisser mit Pistolen schießen, als er. Alles fürchtet sich vor ihm, und er verjagt alles, was sich um die schöne Eleonore bewirbt.

Ohnlängst redete er mich mit einem gefährlichern Gesicht, als jemals an. „Ich habe, sagte er, eine Sache von Wichtigkeit mit ihnen abzuthun. Wollen sie mit mir kommen?" — — „Davon seh ich eben die große Nothwendigkeit nicht ein, antwortete ich:" Denn ich merkte wohl, daß er wegen seiner Göttin Händel mit mir suchen würde, und es lag mir so gar viel nicht daran, welche zu bekommen. Nun machte er eine ganz teuflische Miene, wie ich sie noch nie an ihm gesehen hatte, und sagte mir ins Ohr: „Fürchten sie sich vor mir?" — „Nicht im geringsten, antwortete ich." Er schien über diese Antwort betroffen; er wurde sogar wankend und machte eine höchst alberne Miene. „Und warum soll ich mich denn vor ihnen fürchten? fuhr ich fort, wir haben

ja nichts mit einander abzuthun.“ — „Das wird sich weisen, antwortete er. Uebrigens müssen sie wissen, daß ich mich vor ihnen eben so wenig fürchte, da ich sie ersuche, mit mir zu kommen. Wenn sie mich nicht scheuen, können sie mir dieses nicht abschlagen. Sie werden wissen, daß ich ein Mann von Ehre bin. Sie haben also von mir weder Niederträchtigkeit noch Hinterlist zu befürchten.“ — „Ihr Ruf ist gut, von dieser Seite, antwortete ich. Uebrigens dachte ich bei mir selbst, hast du ja schon manchem Poltron eine Klugheitslehre gegeben. Dieser will auch eine. Es sei also, auf seine Gefahr gehe ich mit. Mein voriges Glück machte mich sehr muthig und zugleich sehr unüberlegt.

Der Engeländer nahm mich mit sich in seine Wohnung. Er wiederholte die Frage: Fürchten sie sich vor mir?“ Ich schwur ihm, daß er mir nicht die geringste Zaghaftigkeit einjagte. „Kommen sie mit mir herunter, sagte er.“ Ich folgte. Wir stiegen in einem Keller, drei Stock tief unter der Erde, hinab. Ich fieng an unruhig zu werden;

den; ich sah ihn bedeutend an. „Ich bin ein Mann von Ehre, rief er:" — „Bedenken sie, erwiederte ich, daß ich einen Degen trage." Glücklicherweise trug ich ihn würklich denselben Tag. Ich nahm ihn unter den Arm. „O den fürchte ich nicht, schrie der Engeländer, mit einer donnernden Stimme, daß der ganze Keller davon erschallte.

Unten an der Treppe wurde ich sechs Heyducken gewahr, jeden über drei Ellen lang, mit Säbeln in der Faust. Ich zog von Leder, und war nicht sonderlich geneigt, in die mörderische Gruft hinab zu gehen. Aber auf einmal sah ich viere dieser Trabanten hinter mir, die plötzlich aus einer Nische hervortraten, in der sie versteckt waren. Sie hielten mir ihre entblößten Säbel über den Kopf, und verhinderten mich zurückzukehren. „Sie setzen ein Mißtrauen in mich, schrie der Engeländer, halten sie mich für einen Meuchelmörder." — „Aber wozu diese Anstalten? antwortete ich, Leute von Ehre haben so etwas nicht nöthig." Er schwur mir feierlich, daß es

auf weiter nichts ankäme, als uns mit einander zu schlagen, und daß er mir außerdem keine Gewalt anthun würde. „Sie müssen wissen, setzte er hinzu, daß sich die Engeländer einschließen, wenn sie sich schlagen." — „Um sie zu überzeugen, antwortete ich, daß ich mich auf ihre Ehre verlasse, und daß ich mich nicht vor ihnen fürchte, gehe ich mit." Würklich gieng ich auch mit ihm in den Keller, und zwar mit einem Anstand von Unerschrockenheit, der ihn verlegen zu machen schien. Aber, welcher Anblick! Ich sah eine Todengruft vor mir, die in der Mitte durch eine düstre Lampe erleuchtet wurde. In einem Winkel bemerkte ich ein tiefes offnes Grab. Mit Schaudern sah ich darinnen drei Leichen auf einander liegen. Ich warf einen zornigen Blick auf den Engeländer. — „Hier, schrie er, sind schon dreie, die ich expedirt habe. Sie, oder ich, sind der vierte.

Alles dieses verkündigte mir nichts Gutes. Unterdessen erblickte ich doch etwas, das meinen Schre-

Schrecken, über diese empörenden Gegenstände milderte. Ich wurde nämlich verschiedene wohlgeordnete Fässer gewahr. In einem Keller erwartet man Weinfässer, aber diese hier waren mit Gold gefüllt.

Der Engeländer sah mich mit einem noch schrecklichern Blick an. — „Du siehst hier, sagte er, mein ganzes Vermögen. In diesen Fässern sind hunderttausend Pfund Sterling. Siege ich, so kommst du dorthin, (er zeigte auf die Gruft) Ich heirathe Eleonoren, und genieße mit ihr mein Vermögen. Siegst du, (hier faßte er mich bei der Kehle, als wollte er mich erdrücken) so wirfst du mich in die Gruft, begräbst mich mit den drei übrigen, und nimmst mein Vermögen. Ich habe keinen Erben, und du nimmst die unwürdige Eleonore (hier knirschte er mit den Zähnen, und machte Miene, mich kurz und gut zu erwürgen) Ich hielt ihn ab. — „Siehst du, Elender, schrie er, ob ich nicht ein Mann von Ehre bin" — „O, sagte ich, wenn es nur auf Eleonorens Besitz ankommt, so handeln

deln sie toll, den Tod ohne Noth zu suchen. Ich habe gar keine Ansprüche auf diese schöne Dame. Ich liebe Honoreen, ihre Schwester, die gar nicht hier ist, aber bald ankommen wird. Sie alleine wünsche ich mir zur Gattin. Aber Eleonoren wünsche ich einen Gemal, der mehr Herr über sich ist, als sie; wenigstens wünsche ich ihnen mehr an sich haltend, und ihrer würdiger zu werden. Von meiner Seite haben sie nicht das geringste Hinderniß zu befürchten." — „Elender, schrie er, du sprichst aus Furcht so, um meinem Zorn zu entgehen; aber hier gilts deine Haut. Wir wollen sehen, ob sie eben so brav, als geschniegelt sind.

Bei diesen Worten schloß er die Thüre ab, und ließ seine Trabanten außen vor derselben stehen. Er breitete ein kleines Tuch auf die Erde, stellte sich feste darauf, und bat mich, ihm auf dieser sehr beschränkten Bühne Stand zu halten. Er gab mir eine Pistole und den Zipfel eines Schnupftuchs, wovon er das andere Ende hielt. „Hier geht es auf Leben oder Tod, schrie er mit mör-

mörderischer Stimme." Zwei andere Pistolen warf er mir vor die Füße. „Es schießt jeder dreimal, wir wollen sehen, wer zuerst schießt." — „Bei Leuten von Ehre, sagte ich, wählt gewöhnlich der Geforderte die Art der Waffen; und überhaupt ist es nicht Sitte, jemand ohne sein Vorwissen in einen Keller zu locken, wie sie zu thun belieben. Ich glaubte nicht anders, als es käme blos auf ein paar Gänge mit dem Degen an, und ich hofte, ihnen ein kleines Notabene zu geben; denn auf die Klinge sehe ich es mit jedem an. Auf Pistolen habe ich mich zwar noch nie geschlagen, aber ich schieße so gewiß, daß ich hierinnen noch nicht meinen Meister, nicht einmal meines gleichen gefunden habe. Und bei ihrem Ungestüm und meinem kalten Blute würden sie wahrscheinlich den Kürzern ziehen. Ich bin indessen weder um zu morden, noch um gemordet zu werden, hieher gekommen, und ich bin bereit alles zu thun, um das eine und das andere zu verhüten.

Augenblicklich bemächtigte ich mich des Schlüssels, den mein saubrer Gegner hatte anstecken lassen. Der Bösewicht schoß eine Pistole auf mich ab, und fehlte mich. Ich warf ihn zu Boden, faßte ihn beim Kragen, und würgte ihn aus allen Kräften. „Schandbube, rief ich, gieb mir deine Pistolen (indem ich ihm die meinige vor den Kopf hielt.)" Er mußte gehorchen. Seine Helfershelfer machten einen entsetzlichen Lermen vor der Thüre, aber sie konnten nicht hinein. Ich bemächtigte mich der Pistolen, und da ich den Schurken entwaffnet hatte, zwang ich ihn, sich binden zu lassen. Hierauf sagte ich sehr laut zu ihm, so daß seine Leute von außen es hören konnten! „Jetzt werde ich die Thüre öffnen, und wenn einer von deinen Helfershelfern nach dem Säbel greift, so brenn ich dir ohne Erbarmen das Gehirn aus dem Kopfe" — „Ihr Schurken, fuhr ich fort, steckt alle eure Säbel unter der Thüre herein (es war Oeffnung genug dazu) Gieb ihnen denselben Befehl, sagte ich zu dem Elenden, wo nicht, so bekommst du die Kugel durch den Kopf." — „Meine Freunde, schrie er, gebt eure

Säbel

Säbel ab." Sie ließen sich das nicht zweimal sagen; sie mochten wohl durch das Schlüsselloch gesehen haben. Nun öfnete ich die Kellerthüre, und indem ich dem zusammengerätelten englischen Hund die Pistole auf die Brust setzte, schrie ich seinen Leuten zu: „Elende, wenn sich einer von euch mukset, so ists um euren Herrn gethan." Sie machten Miene, ihn zu vertheidigen, er rief aber: „Halt, meine Freunde." Sie blieben unbeweglich stehen. Als ich heraus war, warf ich den Hund in einem Graben, mit den Worten: „Elender, wenn du dich unterstehst, mir wieder vor die Augen zu kommen, so werde ich alle deine Schandthaten der Obrigkeit anzeigen.

Ich gieng nach Hause, und erzehlte Eleonoren alles, was mir widerfahren war. Sie zitterte über die Gefahr, in der ich gewesen war, und bezeugte mir ihren ganzen Abscheu gegen diesen Engeländer. Er hies Murderer, ein Wort, das im Englischen einen Mörder bezeichnet. Mein Vater, sagte Eleonore, war sehr für ihn eingenommen; er war öfters willens, mich demselben

zur

zur Gattin zu geben, weil er ein sehr vermögender Mann ist. Ich befürchte, daß ihm dieser Einfall wieder kommt, denn ganz hat er ihn noch nicht aufgegeben. Sie müssen nothwendig meinem Vater diese ganze schreckliche Geschichte, mit den kleinsten Nebenumständen erzehlen." Ich machte dem Vater meine Erzehlung. Sie sind ein braver junger Mann, sagte er, mich umarmend. Sie öffnen mir die Augen, sie halten mich ab, eine Sottise zu begehen, und das ist genug.

Ende des ersten Hefts.

Der

Der

glücklich gewordene

W e i s e.

Sechster Theil.

Zweiter Heft.

Eugen, an Ludwig l'Angen.

Batavia.

Die Freundin in Gefahr.

O Gott, wir haben eben eine schreckliche Nachricht erhalten. Lies selbst, Freund, den unglücklichen Brief, der mir das Herz zerreißt und mein Innerstes durchbebt.

D. Joseph Pinto, an Eugen Sans = Pair.

Goa, im Februar 1772.

Madam Ribeira hat während der kurzen Zeit ihres hiesigen Aufenthalts viele Anbeter gefunden. Frei und leichtsinnig, wie sie ist, wollte

te sie dem Großinquisitor einen Streich spielen. Sie nannte es mistificiren. Sie hat mit diesen theuern Mönchen einen Prozeß über ein gewisses Gut, das einen Theil ihrer Erbschaft ausmacht. Die ehrlichen Leute glaubten, diesen Prozeß am geschwindesten zu beendigen, wenn sie sich ihren Gegentheil vom Halse schaften. Ein Streich, den die Unbesonnene dem ehrwürdigen Vater gespielt hatte, diente ihnen zum Vorwand. Man lies sie arretiren, man erklärte sie für eine Hexe, und nun soll sie in einem Auto-da-fe künftigen Monat lebendig verbrannt werden. Wir dürfen es nicht wagen, ihre Vertheidigung zu übernehmen. Wir würden dadurch unsern Glauben verdächtig machen, und uns, ohne sie zu retten, in die nämliche Gefahr stürzen. Sie hat uns viel von ihnen erzehlt, mein Herr. Sie sind ihr Ritter, ihr Held, ihr Gott. Sehen sie, was sie für sie thun können. Unser Herz blutet, über diese Unglückliche, und wir sind außer uns, daß wir nichts weiter, als fromme Wünsche für ihre Rettung thun können."

Das

Das Schrecken zog mir bei Lesung dieses Briefes die Haare empor. Ribeira, dieses anbetungswürdige Weib, lebendig verbrannt; Schändliches Gericht, entehrend für die Religion, die es zu unterstützen vorgiebt. Was ist zu thun? Ich muß meiner Freundin zu Hülfe eilen; hier ist keine Zeit, sich zu besinnen. Aber wie soll ich es anfangen, sie zu retten? ich einzelner Mensch, ich unbedeutender Fremdling!

Ich habe den Herrn de l'Astre den Brief gewiesen. Er war außer sich für Schrecken, wie ich. „Was ist zu thun? sagte er.“ — „Ich fliege, antwortete ich, meine Freundin zu retten. Ich will Waffen aller Art mitnehmen“ — „Waffen werden nichts helfen, versetzte er, Geld, Geld muß alles thun. Hier haben sie einen Creditbrief, auf welchen sie in Goa so viel bekommen werden, als sie wollen. Nur das Geld zu rechter Zeit nicht gespart. Dies halt ich für das einzige Mittel, unsere unglückliche Freundin zu retten.

 Wir

Wir haben Eleonoren den schrecklichen Vorfall entdeckt. Sie fiel für Schrecken in Ohnmacht. Ich habe in aller Eile Anstalt zur Reise gemacht, und bin im Begriff, abzureisen.

So eben kommt ein Schiff an, und bringt mir Nachricht mit, die mir meine Abreise bitter macht. Die Aufopferung wird dadurch größer, unserer armen Freundin würdiger.

Dieses Schiff ist einem andern begegnet, das wir erwarten, und das Honoreen am Bord hat. Die Geliebte meines Herzens wird also kommen, und ich, der ich so lange von ihr getrennt bin, werde bei ihrer Ankunft nicht gegenwärtig sein! Was schadet es, ich bin die größte Aufopferung einer Freundin schuldig, die sich in großer Gefahr befindet, und die sich gewissermaßen um meinetwillen in diese Gefahr gestürzt hat, denn mir hatte sie jene Erbschaft zugedacht. In wenig Minuten schiffe ich mich ein, und reise ab.

Eugen an Herrn de l'Astre.

Goa, Februar 1772.

Eugen kommt zur Hülfe.

Ich eile, Ihnen Nachricht von mir zu geben, theurer Gebieter. Sie werden meinetwegen, und der vortreflichen Person, der ich zu Hülfe eilte, in Unruhe sein. Wir hatten eine sehr langsame und schwere Ueberfarth. Der Kummer verzehrte mich, wenn ich mir vorstellte, daß mich der Zorn des Himmels auf der See ankettete, und mich hinderte, zur Rettung der Unglücklichen zu fliegen, die vielleicht vor meiner Ankunft ihren grausamen Tod schon gelitten haben konnte. Endlich kamen wir an. Ich gieng den Augenblick zu Herrn Pinto, der an mich geschrieben hatte. „Mein Herr, redete ich ihn an, Leute von Gefühl und Menschenliebe sind Freunde, sind Brüder. Sie haben wegen der liebenswürdigen Madam Ribeira an mich geschrieben, und hier

bin ich, um sie zu retten. Ich habe Geld genug bei mir; wo ist sie?" — „Ich umarme sie, von ganzem Herzen, antwortete Pinto, und es ist mir ein außerordentliches Vergnügen, daß sie angekommen sind. Noch ist glücklicherweise nichts neues vorgegangen. Wir haben, bis zum Auto-da-fe, noch acht Tage Zeit. Sie müssen doch die glänzenden Zurüstungen betrachten, die hier zu dieser schrecklichen Feierlichkeit gemacht werden; aber wie wollen sie ihre Freundin retten?" „Ja darum frage ich sie, versetzte ich." Mein armer Portugiese sah sich sehr schüchtern um, endlich schloß er sich mit mir ein, und fuhr fort: „Wir sind hier dergestalt mit Spionen umgeben, daß man nicht genug auf seiner Hut sein kann. Um Gottes willen, verrathen sie sich nicht. Wie wollen wir nun die Sache anstellen?" — „Kennen sie, sagte ich, niemand von dem unwürdigen Gericht, das die heilige Inquisition heißt?" — „Nein, war seine Antwort, ich kenne weder die Richter, noch die Subalternen." — „Kennen sie denn auch niemand aus dem Gefängniß, wo unsere Freundin eingeschlossen ist?" — „Keine

Seele,

Seele, keine Seele, sagte er, doch halt, ich denke, einen Stockknecht kenne ich. Aber was kann uns ein so armseliger Mensch helfen?" — „Man muß nichts unversucht lassen; dieser armselige Stockknecht muß unsere Freundin retten." Ich machte auf der Stelle meinen Plan. Jetzt kommt es nur darauf an, fuhr ich fort, die liebe Gefangene zu sehen." — „Ach, dahin werden sie es nicht bringen, versetzte Pinto. Die Inquisition läßt ihre Gefangenen niemand sehen." — „Der Stockmeister, erwiederte ich, muß einen Stockknecht brauchen, ich biete mich dazu an, und werde angenommen. Damit aber der Stockmeister auch würklich einen braucht, müssen wir ihm einen abspänstig machen, und der Mensch, der abspänstig gemacht werden muß, ist der Stockknecht, den sie kennen. Können sie ihm nicht sagen lassen, sie hätten etwas sehr wichtiges mit ihm zu reden?" — „Das geht nicht, antwortete Pinto, da würde ich mich verrathen. Aber ich werde sie an einen Holländischen Kaufmann weißen, der weniger bedenklich sein wird, und der den Stockknecht noch besser kennt, als

 ich;

ich; er wird ihn kommen lassen, und wir versuchen ihren Plan.

Ohnverzüglich ließ mich Herr Pinto zu dem Holländischen Kaufmann bringen. Es war gerade derselbe, auf den meine Wechsel lauteten. Ich überreichte ihm Ihren Brief. „Herr Sans-Pair, sagte er, wie viel brauchen sie vor der Hand.“ — „Füllen sie mir einstweilen nur die Taschen, antwortete ich.“ Er gab mir zweihundert Ducaten. Ich entdeckte ihm den Gebrauch, den ich davon machen wollte. Er umarmte mich mit Wärme. „O, rief er, sie retten uns allen das Leben, wenn sie diese liebenswürdige Person der Todesstrafe entziehen.“ — „Sie kennen, wie ich höre, einen Stockknecht aus dem Gefängnisse, des heiligen Officiums?“ — „Ja, Matingo.“ — „Gut, Matingo also. Sie müssen ihn dort weg, und mich dafür an seine Stelle bringen, damit ich Madam Ribeira zu sehen bekomme.“ „Ja, wie ist das aber anzufangen?“ — „I nun lassen sie nur vor allen den Purschen kommen.

Sie

Sie sagen ihm, daß er ihnen sehr angelegentlich sei empfohlen worden, daß sie ihn besser unterbringen wollen, kurz, sie bieten ihm Geld.

Herr Van-Clef, so hies der Kaufmann, schrieb sogleich an den Stockknecht, daß er ihm etwas wichtiges zu sagen habe, und daß er also zu ihm kommen möchte. Matingo blieb nicht lange aus. Ich hatte mich unterdessen in einen ganz gemeinen Menschen verkleidet. „Mein Freund, sagte Herr Van Clef zu Matingo, ihr müßt ein ordentlicher Bursche sein, denn es haben euch Leute vom Stande bei mir sehr angelegentlich empfohlen. Man bedauert, daß ihr in keinem einträglichern Dienst seid, und hat mir aufgetragen, euch besser zu versorgen.“ — „Meiner Sixe, mein Herr, antwortete der arme Teufel, das kommt daher, weil ich mich gut aufführe, und meine Schuldigkeit thue. Ich weis aber nicht, was ich sonst anfangen soll. Es müßte mich denn jemand zum Bedienten haben wollen, ich möchte wohl einer werden.“ —

„Könnt

„Könnt ihr den Frisirkamm führen?“ — O, ich kann den Ochsenziemer führen.“ — „Das ist ein Talent, von dem ich keinen Gebrauch machen kann, indessen will ich euch vor der Hand zu mir nehmen. Braucht ihr Geld?“ — „O, sie sind allzugütig. Wenn es nur darauf ankommt, ob ich welches brauche, so könnte ich wohl drei Ducaten nöthig haben.“ — „Hier sind sechs Ducaten.“ Matingo machte ein Paar große dumme Augen. „O, wo kommt denn das her, sagte er, das ist ja wie ein Segen vom Himmel. Aber wie soll ich das nun anfangen? Mein Herr braucht mich, denn so einen Purschen, wie mich, findet er nicht sobald wieder.“ „Hier ist einer, versetzte der Kaufmann, und und stellte mich dem Stockknecht vor. Es ist ein braver Pursche, der mir auch empfohlen worden ist, aber nicht so sehr als ihr. Man steht mir für euch beide. Ich kann also mit einem Steine zwei Würfe thun, und euch beide unterbringen. Der Tölpel sah mich nun mit offnem Munde an. „I der tausend, sagte er. Nun der steht ja

ganz

ganz ehrlich aus. 'S is ein hübscher Junge. Meine Frau wird ihn gewis lieb haben, denn sie hat hübsche Leute gar gerne, und ihre Tochter wird auch nicht böse darüber sein."

Wir fragten ihn, ob er einen schweren Dienst hätte, und worinnen seine Arbeit bestünde. „Ich muß, antwortete er, den Gefangenen das Essen bringen, und sie schweigen, wenn sie zu vielen Lärmen machen, und 'zu laut grinnsen." „Und wie schweigt ihr sie denn? fragte ich." — „Je nun, mit einem tüchtigen Ochsenziemer" — „Ungeheuer, schrie ich, eine schöne Empfindung, sie nicht weinen zu lassen. Behandelt ihr denn die Weiber auch so?" — „Warum nicht, die grinnsen am meisten und machen den größten Lärmen.

Ich zitterte für Schrecken, da ich bedachte, daß Madam Ribeira ebenfalls den Fäusten dieses Ungeheuers ausgesetzt gewesen sei. Ich fragte, ob es viele schöne Gefangene bei ihnen gäbe?

„Jetzt

„Jetzt so viel nicht, sagte er. Zuweilen haben wir aber königliche Mädchen gehabt. Waren sie umgänglich, so machten sich unsere ehrwürdigen Väter an sie, und sie kommen bald aus dem Gefängniß. Wir haben jetzt so einen kleinen Balg, die als eine Hexe verurtheilt ist, und doch so aussieht, wie ihr und ich. Wenn sie statt ihrer Hexerei Kopf hätte, die könnte auch mit dem Großinquisitor machen, was sie wollte. Aber sie will nicht verstehen, was ihr die lüsternen Augen Sr. Hochwürden sagen, und deswegen muß sie brennen, wie ein Reißbund.

Ich erkannte in diesem Bilde meine unglückliche Freundin. Ich durfte den Tölpel nicht fragen, ob er sie geschlagen habe, denn ich glaube, wenn er Ja gesagt hätte, ich hätte ihm das Gehirn aus dem Kopf getreten. „Könnte man denn dieser Frau keinen guten Rath geben, sagte ich." — „Es hat sich was, antwortete er, sie hört wohl jemand an!" — „Wir wollen sehen,

sehen, jetzt müßt ihr mich in meinen neuen Dienst einweisen.

Wir wurden einig, daß Matingo mich zum Stockmeister führen, daß er sich Mühe geben sollte, mich bei ihm unterzubringen, und daß er, wenn es nöthig wäre, ein Paar Tage bei mir bleiben sollte, um mich einzurichten. Er brachte mich auch wirklich ohne Verzug vor den Stockmeister. „Es hat mich, sagte Matingo, ein vornehmer Herr den Herrn Van Clef, dem berühmten Kaufmann, den ihr wohl kennen werdet, empfohlen. Er nimmt mich zu sich, und will für mich sorgen. Seht das Gold, das er mir alles gegeben hat.“ Beim Anblick des Goldes machte die ganze Familie große Augen. „Das ist ganz gut, antwortete der Stockmeister, aber ich brauche jemand an deine Stelle, denn ich kann doch nicht alles versehen.“ — „Hier ist gleich einer, versetzte Matingo. Herr Van Clef schickt ihn euch und steht für ihn gut“ Der Stockmeister sah mich an. „Der da, sagte er, nein, der ist mir

zu

zu artig. Für den möchten sich die weiblichen Gefangenen nicht fürchten. Er sieht bald gar wie ein junger Herr aus. Doch man könnte ihn ja allenfalls nur bei den Männern brauchen." Das paßte nun gar nicht in meine Rechnung. Die Frau des Stockmeisters betrachtete mich mit feurigen Augen; die Tochter lächelte und erröthete bescheiden. „Ach, lieber Mann, sagte jene, der schickt sich zu allen; ich glaube, daß er seiner Jugend ohngeachtet, wild genug austhun kann. Hier machte ich ein grimmiges Gesicht, das die Damen beinahe in Furcht setzte. „Was! schrie ich, ich sollte nicht im Stande sein, den Weibern Furcht einzujagen. O, ich bin versichert, daß selbst die Männer sich mehr als einmal vor mir fürchten sollen." „Nun gut, sagte der Stockmeister, der Pursche kann sich ein gefährlicheres Ansehen geben, als ich erst dachte; aber wir müssen ihn doch anweisen." „O, ich will so lange da bleiben, als ihr es haben wollt, versetzte Matingo, um ihn einzurichten." „So sei es, sagte der Stockmeister, ich nehme ihn

auf

auf die Empfehlung des Herrn Van Clef."
Die beiden Damen schienen sehr zufrieden.

Fortsetzung.

Goa im Februar, 1771.

Eugen als Stockknecht.

Ich bin also Stockknecht. Mein Camerad führte mich, den Ochsenziemer in der Hand, sogleich in die Gefängnisse. Ich sah Scenen des Schreckens, die mein Herz zerrissen. Wir warfen den Unglücklichen ihr Essen vor. Ich wage es nicht, diese scheußlichen Kerker zu beschreiben. Sie waren zu dunkel, als daß ich ihre Bewohner erkennen konnte. Doch bemerkte ich, daß, nachdem wir die Männer bedienet hatten, wir zu den Weibern kamen. Ich trat in den Kerker der Madam Ribeira, ohne sie zu kennen. „Wenn

kommen wir denn, sagte ich zu meinem Begleiter, zu der Gefangenen, von welcher ihr mir erzehlt habt." „Wir sind schon vorbei, antwortete er." „O ich möchte sie gern sehen, erwiederte ich." Es kostete mir Mühe, den Tölpel zum umkehren zu bewegen. „Da ist das garstige Thier von einer Hexe, sagte er endlich, indem er mich in das Loch führte, die nicht Verstand genug hat, sich unsern Klauen zu entziehen." Ich betrachtete unsere unglückliche Freundin, die auf einer Schütte Stroh da lag und mit einer schweren eisernen Kette gefesselt war. „O mein Gott! schrie ich auf Französisch." — "O Himmel, erwiederte sie, indem sie mich erkannte (denn ihre Augen, an die Finsterniß gewöhnt, sahen mich besser, als ich sie) sind sie es, Eugen" — „Still, verrathen sie mich nicht, flüsterte ich ihr zu. Ich bin gekommen, um sie zu retten, und ich hoffe, es soll mir glücken, aber um Gotteswillen, halten sie an sich." Ich sagte ihr diese Worte in dem Augenblick, als mein Tölpel von Begleiter hustete. Er merkte nicht das mindeste. „Was sagte sie? fragte er."

„Ich

Ich weis es nicht, antwortete ich im Herausgehen, indem ich ihr einen Blick voll der innigsten Theilnahme zuwarf. Sie streckte ganz kläglich die Arme nach mir aus. „Das Weib dauert mich, sagte ich zu Matingo, als wir heraus waren." — „Warum ist sie so dumm, erwiederte er, warum weis sie sich nicht in die guten Absichten zu finden, die man vielleicht mit ihr hat?" — „Um sie zu retten, müßte vielleicht ein Reicher sich für sie verwenden, und recht viel Geld daran setzen." — „das möchte wohl schwer halten, aber wenn man Gold sähe, und das zwar recht viel — je nun, es käme auf eine Probe an."

Da wir unsere Runde gemacht hatten, kehrten wir zu unserm Herrn zurück, dem ich eine sehr genaue Rechnung ablegte, von allem, was ich in den Gefängnissen gesehen und gethan hatte, nur davon nicht, was bei meiner Freundin vorgefallen war. „Siehst du, sagte die Frau, sagte ich es nicht gleich, daß er sich in alles finden würde, und sich recht gut für uns schickt." — „Es ist wahr, erwiederte der Mann, der Pursche ist pfiffig. Er

thut, als wenn er schon zehen Jahre dabei gewesen wäre." — „Ja, meiner Sire, sagte Matingo, er braucht mich nicht mehr."

Während des Abendessens liebäugelten Mutter und Tochter mit mir, und ich glaubte es, ohne daß es der Mann merkte, erwiedern zu müssen, denn ich hatte alle Welt nöthig. Nach dem Essen legte ich mich auf das elende Lager meines Vorgängers, der sofort seinen Abschied erhielte, schlafen. Ich bekam zwar frisch übergezogen; aber was für ein Nest war es beialledem! Ich konnte nicht schlafen. Ich stellte mir beständig meine liebe Ribeira in ihrer schrecklichen Lage vor, und dachte auf Mittel, sie zu retten.

Sollte ich von der Gefälligkeit Gebrauch machen, die Mutter und Tochter mir erzeigten, um eine oder die andre zu gewinnen, daß sie sie entfliehen lies? Es fuhren mir tausenderlei Einfälle durch den Kopf, wovon immer einer bald besser bald schlechter war, als der andere. Endlich fiel mir ein, es würde am besten sein, Madam Ribeira

beira

beira sterben zu lassen; aber wohl zu merken, das heißt: sie sich tod stellen zu lassen. Da sie sehr schön ist, so lies sich's gar nicht anders vermuthen, als daß ein Anatom von ihr hören und eine hübsche Summe bieten würde, um falls sie stürbe, ihren Körper zum Injiziren zu bekommen, und ihn als eine Seltenheit aufzuheben. Ich überlegte die Sache hin und her, und fand sie endlich ausführbar, doch wollte ich erst mit dem lieben Schlachtopfer selbst darüber sprechen.

Am andern Morgen besuchte ich ganz alleine meine Gefangenen. Ich kam in den Kerker der armen Ribeira. Welche Empfindungen! welche Zärtlichkeit. Wie wir einander in die Arme stürzten! Wie wir eine ganze Zeit lang Brust an Brust da standen, und voll unaussprechlicher Liebe nur mit den Augen sprachen!

Fortsetzung.

Gon, im Februar 1772.

Ein unglücklicher Streich.

Endlich sagte ich zu dem armen Schlachtopfer: „Meine theure Freundin, ich bringe ihnen einen Plan, sie zu retten. Sie stellen sich krank, und sie sind es genug vor Kummer. Sie unterliegen der Krankheit; sie stellen sich tod. Da sie einen so schönen Körper haben, so werden wir bald einen Wundarzt finden, der sie kauft, um sie zu zergliedern oder auszuspritzen. Wir werden sie leicht aus seinen Händen bekommen, und sie erwachen in den unsrigen.“ Sie dankte mir mit Entzücken für diesen Plan, und versprach, alles zu thun, was ich ihr vorschrieb. „Aber wie der Henker! fuhr ich fort, sind diese Ostgothen auf den Einfall gerathen, sie für eine Hexe zu halten?“ — „Ach! antwortete sie, hier ist die Bosheit mit

Schwä-

Schwäche verbunden. Sie wissen, daß das beträchtlichste Gut von der mir angefallenen Erbschaft, an die Besitzungen der Mönche gränzt. Daraus entstand ein Prozeß. Der Großinquisitor machte mir einen Besuch mit seiner artigen und gefälligen Miene, unter welcher er eine teuflische Seele verbirgt. Er nahm zum Vorwande, wir wollten doch sehen, ob wir uns nicht in Güte mit einander setzen könnten, um einen Prozeß zu vermeiden. Ich bemerkte, wie sich in den Augen des Satyrs die Begierde entzündete. Es währte nicht lange, so that er mir Anträge. Ich nahm sie als Scherz; er wollte Gewalt brauchen. Ich fragte ihn: Ob er denn nicht fürchte, daß sein heiliger Stifter aus der andern Welt zurückkommen und ihm seine Verwegenheit verweisen möchte. Er fragte mich lachend: wer ist der Hexenmeister der ihn zurückruft? „Der bin ich, antwortete ich." Er schien über den zuversichtlichen Ton mit dem ich dieses sagte, betroffen. „Ja, fuhr ich fort, ehrwürdiger Vater! ich besitze die Kunst, ihren Stifter, oder jede andre Person, die mir beliebt,

aus der andern Welt kommen zu lassen. Ich versicherte dieses sehr bestimmt, weil ich merkte, daß der Großinquisitor in Furcht gejagt war, und ich ihm gern eins anhängen wollte. In diesem Augenblick trat Herr Van-Clef ins Zimmer. Ich fuhr fort mich übernatürlicher Kräfte zu rühmen, und da der Mönch eben hinausgerufen wurde, benutzte ich diesen Augenblick, mich mit Herrn Van-Clef zu bereden. Sobald der Mönch zurück war, setzte ich mein Bramarbasiren fort. Er affektirte Unglauben; aber seine Augen verriethen seine Furcht. „Ach Madam! fieng Herr Van-Clef an, ich möchte doch den elenden Peres sehen, der vor einiger Zeit starb, nachdem er einen entsetzlichen Bankerutt gemacht hatte. Ich möchte doch wissen, ob er es würklich war, der meine Kasse erbrochen und mir eine beträchtliche Summe entwendet hatte. Er hat es stets geläugnet, aber vielleicht gesteht er es jetzt, da er in den Gefilden der Wahrheit wohnet." — „Soll ich ihn zitiren? antwortete ich." Der Pfaffe zitterte. „O nein, sagte er zu Herrn Van-Clef; ich rathe ihnen nicht diese Probe zu machen. Es könnte üble

Folgen

Folgen für sie haben. . . . . Ich muß hierbei bemerken, daß Herr Van-Clef dem Kloster sehr nützlich ist, und daß ihm die Inquisition deßwegen zu erhalten suchte. „Wählen sie, setzte er hinzu, lieber eine unbedeutendere Person, etwan einen Grenadier, der durch Gefahren abgehärtet ist, und dem es gleich viel gilt, ob er eine Erscheinung sieht, oder ein Glas Wasser trinkt.“

„Man lies einen Grenadier rufen, der den Pfiff verstand. Wir durften ihm nur ein Wort ins Ohr sagen, ohne daß es der Pfaffe merkte. Der Grenadier wurde in ein Cabinet gesperrt. Ich machte alle Fixfaxereien, die man bei dieser Posse zu machen pflegt. Jedermann kennt sie, und ich glaube, sie selbst haben sie mir gelehrt. Die eingesperrte Person muß nur um die Sache wissen. Ich nahm einen Stock, und weil der Grenadier den Namen Peres schreiben mußte, (dies war die Person, die er sehen sollte) so schlug ich mit dem Stocke so vielmal wider die Thüre des Cabinets, als Buchstaben vom A bis zum P im Alpha-

bete sind. Hier hielt ich an. Der Mensch im Cabinet schrieb ein P. Auf eben diese Art lies ich ihm ein E schreiben, und so nach und nach alle fünf Buchstaben des Namens Peres. Das misterieuse Wesen, das ich dabei annahm, die verstellte Furcht des Herrn Van-Clef, die immer höher zu steigen schien, alles dieses brachte den Pfaffen außer sich. Als der Name Peres geschrieben war, machte der Grenadier einen fürchterlichen Lermen. Er klirrte und rasselte mit alten Eisen, gleich als mit Ketten, und schrie dabei: „Ach! Herr Peres, was hab' ich ihnen gethan, daß sie aus der Hölle zurückkommen, um mich zu martern?" Nun hielt er mit sich selbst einen kurzen Dialog und spielte dabei bald seine eigne, bald die Rolle des vermeintlichen Peres. „Weil man mich hat kommen heißen, antwortete er mit verstellter Stimme. Ich weis nicht, welcher höhere Geist mich aus den Kerkern der Hölle heraustreibt, um den Diebstal zu bekennen, den ich an Herrn Van-Clef verübet habe. Nun nahm er seine ordentliche Stimme wieder an. „O! kommen sie mir

nicht

nicht zu nahe, schrie er, sie sind ja ganz Feuer, sie verbrennen mich." — „Ich leide würklich schreckliche Pein; aber du bist ein Schurke, fürchte, daß du bald dieselben Martern fühlen wirst, gieb mir deine Hand, Elender." — „Ach Herr Gott! Herr Gott! das ist eine glühende Zange." Er schrie so sehr, daß wir endlich sagten: Wir müssen ihm die Thüre öffnen." Der Pfaffe wagte nicht, sich der Thüre zu nahen. Herr Van-Clef stellte sich eben so furchtsam. Ich öffnete die Thüre unerschrocken. Sogleich kam der Grenadier ganz blaß und mit zerstreuten Haaren aus dem Cabinet, das noch ganz mit Schwefeldampf angefüllt war. Er warf sich auf das Canapee. O, rief er, ich kann nicht mehr, ich sterbe. (Er war ganz erhitzt.) Ach der unglückliche Peres! Der Pfaffe stand auf, und sagte: „Hier ist ein Bündnis mit dem Teufel, das ist offenbar." „Er entfernte sich und schien auf Unglück zu denken. Wir mußten sehr über seine Schwäche lachen. Dies ist der ganze unschuldige Streich, den ich ihm gespielt habe, und dies hat ihn gewis auf den Einfall gebracht, mich der Hexerei zu beschuldigen, um sich

an mir zu rächen, und mein Vermögen sich zu Gunsten zu confisciren. Den Tag darauf wurde ich arretirt, in Ketten gelegt und in einen Kerker geworfen. Als ich vor das Gericht geführt wurde, fragte man mich, warum ich angeklagt sei. Das weis ich nicht, antwortete ich, ich weis mir nichts vorzuwerfen. Ich wurde in den Kerker zurückgebracht. Endlich hatte jemand die Grausamkeit, mir zu sagen, daß ich bei dem nächsten Auto-dase als eine Hexe verbrannt werden sollte. Sie können sich leicht vorstellen, welche unnenbare Martern ich seitdem gelitten habe. Immer glaubte ich mich mitten in den Flammen. Ich hatte convulsivische Anfälle. Wenn mir zuweilen der Schlaf die Augen zuschloß, so erwachte ich plötzlich über das eingebildete Geräusch der Flammen und der Ketten."

So weit die Erzehlung der unglücklichen Ribeira. „Meine Theure, sagte ich zu ihr, wir haben keine Zeit zu verlieren. Wir müssen eilen. Morgen müssen sie sterben. Und damit man sie

würklich

würklich für tod halte, so werde ich ihnen eine Dosis Opium beibringen, und vorgeben, daß sie sehr krank sind. Heute Nachmittag will ich ausgehen, und einen Wundarzt aufsuchen, der sie kauft." Ich verließ meine unglückliche Freundin, die sich mir als einen Gott empfahl.

Fortsetzung.

März.

Anstalten.

Weis er, sagte ich zu dem Stockmeister, daß die Gefangene in Numer 10 sehr krank ist? Sie wird gewis sterben." — „Desto besser für sie, antwortete er, so wird sie dem Scheiterhaufen entgehen." Nachmittags erhielte ich die Erlaubniß, auszugehen. Ich theilte meinen Plan

dem

dem Herrn Van-Clef mit. „Nun muß ich einen Wundarzt haben, sagte ich endlich.“ — „So will ich ihnen den meinigen geben, versetzte er. Dieser ist gerade Professor der Anatomie.“ Wir giengen zu ihm, und schlugen ihm vor, den Körper der Madam Ribeira zu kaufen, um ihn zu injiciren und aufzubehalten. Er versprach es, und sagte mir, daß er morgen den Handel mit dem Stockmeister richtig machen wolle. Meine Freundin mußte also unverzüglich sterben. Ich entdeckte dem Stockmeister, daß ich einen Wundarzt gefunden habe, der sie kaufen wolle. „Desto besser, sagte er, es wird ein gutes Trinkgeld für dich absetzen.“ Am Abend brachte ich der Guten den Schlaftrunk, den sie sogleich nahm. Sobald sie völlig eingeschläfert war, lief ich ganz außer mir zum Stockmeister, und schrie: Sie ist tod, sie ist tod!“ — „Gut, gut, versetzte dieser, viel gewonnen, wir verkaufen sie nun, und vertrinken sie. Tags darauf kam der Wundarzt; es war gerade der Tag des Auto-da-fe. Man schloß den Handel in aller Geschwindigkeit ganz heimlich ab, und der Herr

Pro-

Professor lies seinen vermeintlichen Kadaver in einem Sack wegbringen. Ich für meine Person erhielt Erlaubniß auszugehen, und die schändliche Feyerlichkeit mit anzusehen. Ich eilte mit Herrn Van-Clef zu unserm Wundarzt. Der grausame Aesculap hatte den theuren Körper schon vor sich. Er wollte eben das Messer ansetzen. Wir fielen ihn in den Arm. „Was wollen sie machen? schrie ich.“ — „Nun, ich habe den Cadaver blos in der Absicht gekauft, ihn zu zergliedern, war seine Antwort.“ — „O, lassen sie das ja, versetzte ich.“ Er lachte mich aus, und ergriff das schreckliche Messer vom neuen. Ich hielt ihm noch einmal den Arm zurück, aber er erreichte die Unglückliche und brachte ihr einen starken Schnitt bei. Sie that einen lauten Schrei und erwachte. Das Erstaunen des Professors läßt sich nicht beschreiben. „Um Gotteswillen, rief ich, retten sie uns.“ — „O! retten sie uns, rief die Unglückliche, und fiel auf ihre Knie. Ich nahm Opium, um mich zu retten, und dem Scheiterhaufen zu entfliehen, zu welchem mich die Inquisition, ohne einem Schatten von Verbre-

brechen, verurtheilt hat." Zu meinem großen Erstaunen machte der Wundarzt ein sehr dummes Gesicht, und schien gar nicht geneigt, das arme Schlachtopfer zu retten. Ich begriff gar nicht, wie man so grausam sein könne. „O Gott, sagte ich, sollten wir die Unglückliche nur darum aus dem Kerker befreit haben, um sie in die Klauen dieser Ungeheuer zurück liefern zu sehen!" „Ach, ums Himmels willen, an wem haben sie sich gewendet? flüsterte mir ein junger Zögling des Professors zu. Dieser Schwachkopf ist ein Vertrauter der Inquisition. Er glaubt sich Gewissens halber verbunden, alles zu denunciren, was ihm bedenklich scheint, gälte es auch seinem Vater, seiner Mutter, seiner Frau, seinen Kindern." Wir boten ihm den Ersatz seiner Auslage und noch obendrein ein ansehnliches Geschenk an. „Nein, sagte er, sie gehört mein, und ich werde mein Gewissen bedenken." O Aberglaube! du scheußliche Krankheit des Menschengeschlechts. Ich dachte darauf, dem Dummkopf die theure Person mit Gewalt zu entreißen, aber ich be-

fürch-

fürchtete, er möchte augenblicklich gehen und klagen. Ich suchte ihn zu bereden, ihn aufzuklären. Er that, als ändre er seine Meinung, und wollte nachgeben.

Inzwischen hatte er heimlich mit einem Bedienten gesprochen, ohne daß ich darauf gemerkt hatte. Ich glaubte ihn gewonnen, hielt mich schon in dem Besitz meiner Freundin, und schon wollten wir sie mit uns nehmen. Auf einmal traten die Häscher der heiligen Inquisition, begleitet von dem Corregidor herein. Sie wollten sich der Unglücklichen bemächtigen. Herr Van-Clef und ich vertheidigten sie. Wir wehrten uns, wie zwei Bären, schlugen den Dummkopf von Professor zu Boden, und vertrieben die Häscher mit dem Degen in der Faust. Wir verfolgten sie hitzig; aber plötzlich fiel mir ein, daß indem wir den Schurken nachliefen, man uns unsere Freundin rauben könnte. Ich flog zurück; aber Gott! sie war verschwunden. Ich fragte im ganzen Hause nach ihr, aber kein Mensch wollte etwas von ihr wissen.

Ich durchsuchte alle Winkel vom Boden bis zum Keller. Sie war nirgends. Ich lief wie wüthend allenthalben herum.

Fortsetzung.

Goa im März.

Ein Auto-da-fe.

Indessen hatte die schreckliche Feierlichkeit begonnen. Ich lief auf den Platz, wo das Auto-da-fe gehalten wurde. Für mein baares Geld stieg ich auf ein Gerüste, das für die zahlenden Zuschauer erbauet war; weil aber alle Plätze schon besetzt waren, mußte ich mich hinter die andern stellen, und konnte wenig sehen. Doch bemerkte ich die schändliche Prozeßion, die eben vorbeizog. Ich sah die unglücklichen Schlachtopfer, die für den Scheiterhaufen bestimmt waren, jedes

mit

mit seiner Art Mütze bekrönt, und mit einem geheiligten Gürtel voll gemahlter Flammen und Teufel umgeben. Meine unglückliche Freundin konnte ich inzwischen in dem jammernden Haufen nicht unterscheiden. Die Diener des Worts, die Soldaten, die Henker, die Musikanten, alles verrichtete seinen Dienst und war auf seinen Posten. Man stimmte Lieder an und bereitete die Scheiterhaufen, während daß die schöne Welt auf den Altanen und Balkonen mit Erfrischungen bedient wurde.

Ich änderte meinen Platz, und lief überall herum, um meine liebe Ribeira zu finden. Endlich war mir es, als säbe ich sie. O Himmel! schon war ich im Begriff sie mit dem Degen in der Faust zu retten, als auf einmal das Gerüste, auf welchem ich stand, unter meinen Füssen einstürzte. Ich befand mich in einem Gewühle von Jammernden und Verwundeten. Um das Unglück vollkommen zu machen, ergriff das Feuer die Trümmer des Gerüstes. Alles schrie erbärmlich;

alles suchte sich zu retten, und einer erdrückte den andern. Ich mußte alle meine Kräfte anwenden, um mich aus diesem Gedränge heraus zu arbeiten und den wütenden Flammen zu entfliehen. Indessen war ich doch so glücklich, ohne Verletzung davon zu kommen, ob ich gleich hundertmal in Gefahr war, erdrückt zu werden.

Nichts destominder wurde die schreckliche Ceremonie fortgesezt. Schon standen die Unglücklichen auf den entzündeten Scheiterhaufen. Ich hörte ihr Schreien voll Verzweiflung, troz den abscheulichen Gesängen, womit man den Himmel schändete. Ich war sinnlos vor Schmerzen. Ich lief von einem Scheiterhaufen zum andern. Ich erblickte zertrümmerte Glieder, die sich noch in den Flammen wanden. O guter Gott! mit welcher Wärme flehete ich dich damals an! Wie bat ich dich wegen der unerträglichen Grausamkeit der Menschen um Verzeihung!

Mit der Furcht, meine Freundin möchte auf einem der Scheiterhaufen verzehret worden sein, von Verzweiflung sie nicht haben retten zu können, lief ich zum Herrn Van-Clef. Er schickte den albern Matingo zu den Stockmeister zurück, und sagte ihm: weil ich verschwunden sei, müßte er wieder in seinen alten Dienst gehen. Der liebe Mann war eben so außer sich, als ich. Er hatte eben so wenig eine Spur von unserer Freundin entdecken können; auch bei dem Auto-da-fe hatte er nichts von ihr gesehen. Dies gab uns wenigstens einen schwachen Schein von Hoffnung. Aber wir müßten sie aufsuchen, und, wenn sie noch lebte, ihr Vermögen den Mönchen entreissen, die sich dessen bemächtigt hatten. Dies war das allerschwerste; denn diese Herren halten feste. . . . Ich dachte lange Zeit hin und her, um diesen doppelten Zweck zu erreichen.

Fortsetzung.

Die Befreiung der Freundin.

Endlich fiel mir der Graf von Feronde im Fegfeuer ein, den ich kurz zuvor gelesen hatte. Da der Großinquisitor eben so leichtgläubig als lasterhaft war, glaubte ich aus ihm einen zweiten Feronde machen zu können. Herr Van-Clef besaß ein kleines abgelegnes Haus, das sich zu der Ausführung dieses Plans treflich schickte. Ich wendete mich an einen schlechten Kerl, der den Banditen machte, und den die Mächtigen seinen Gang gehen liessen, um sich seiner gelegentlich bedienen zu können. „Kennst du, sagte ich zu ihm, die Verbindungen des Großinquisitors?" — „Ganz genau, antwortete er, denn ich bediene Sr. Hochwürden, wenn sie meiner bedürfen." — „Wär' es nicht möglich, fuhr ich fort, ihn einmal aufzuheben?" — „I, warum das nicht; für Geld und gute Worte. Das ist sehr leicht, denn er

geht alle Abende zu einer gewissen Stunde zu seiner Maitresse, die in einem einzelnen abgelegnen Hause wohnt." — „Nun so laß uns den Augenblick dorthin gehen." — „Gnädger Herr, damit uns niemand behorcht, so kommen sie mit in mein Quartier, ich wohne nur zwei Schritte von hier; dort können wir nach Gefallen mit einander plaudern."

Ich gieng mit zu dem Schurken. — „Der ehrwürdige Vater, sagte er; kommt vielleicht diesen Abend hieher. Ich habe einen gar allerliebsten Bissen für ihn weggekapert. Es ist aber ein wahrer Maulaffe; denn weder er noch ich haben bis jetzt etwas über sie vermögen können."

In dem Augenblick hörte ich schreien. „Ach mein theuerster Eugen!" Ich sah mich um und erblickte eine Weibsperson, die durch die Fenster eines Verschlags die Arme nach mir ausstreckte. Es war Ribeira. — „Oefne mir die Arme, schrie sie!" und sprang durch das Fen-

fiel, das glücklicherweise nicht hoch war. Ich drückte sie an meine Brust. „O meine Theuerste, rief ich; so habe ich sie denn zum zweitenmale wieder!“

Sacripant, der Bandit, war ganz erstaunt. „Wie? was? sagte er; aber ich muß dem Großinquisitor für sie stehen.“ — „Du darfst ja nur Sr. Hochwürden aufheben und mir ausliefern, versetzte ich; ich zahle dir doppelt, für das Pfaffengerippe und für das schöne Weib hier, das du mir geraubt hast. Sieh, hier sind hundert Ducaten.“ Beim Anblick des Goldes schlug Sacripant ein. Er versprach mir den Großinquisitor noch demselben Abend in das kleine Haus zu liefern, das ich ihm benamte. Er schafte mir einen Miethwagen, und ich begleitete meine Freundin zum Herrn Van-Clef.

Er empfieng sie mit eben so viel Entzücken, als ich. Wir brachten sie zu Bette und speißten auf ihrem Zimmer. Sie erzehlte uns die Geschichte

schichte ihrer zweiten Entführung. „Wahrscheinlich, sagte sie, hat der einfältige Professor mit seiner albernen Bedenklichkeit das ganze Unglück veranlaßt. Er sprach heimlich mit seinem Bedienten, um der Inquisition Nachricht geben zu lassen, und diese schickte darauf ihre dienstbaren Geister, um mich zu arretiren. Sie vertheidigten mich wider diese Schurken, aber es waren noch andre versteckt, die der Großinquisitor für seine Rechnung abgeschickt hatte, und die den Augenblick benutzten, wo sie die Häscher verfolgten, um mich wegzuschleppen. Der Bandit, bei welchem mich mein lieber Eugen wieder gefunden hat, befand sich an ihrer Spitze. Sie brachten mich zu ihm. Noch demselben Abend kam der Großinquisitor zu mir, und ich zitterte vor ihm, wie vor meinen Scheiterhaufen. „Mein Kind, sagte er, sie sehen meine ausnehmende Gnade, ohne mich wären sie heute, wie die andern, ein Raub der Flammen geworden. Ich habe ihnen aber das Leben gerettet, und sie hieher in Sicherheit bringen lassen. Sie müssen aber auch ein wenig dafür erkenntlich sein." Nun

begann er von neuen seine Zumuthungen und Gewaltthätigkeiten, wie im Gefängniß. Ich that ihm denselben Widerstand. Er gieng wüthend hinaus und drohte mich der heiligen Inquisition wieder zu übergeben, wo mich nichts von der Todesstrafe retten sollte."

„Kaum war ich aus den Händen dieses Barbaren, so fiel sein schändlicher Spiesgeselle, mit noch größerer Gewalt über mich her. Ich war noch von dem ersten Angriff ermattet, den man auf meine Tugend gemacht hatte; doch verlieh mir der Himmel noch einmal Stärke, mich zu vertheidigen. Ich flehte ihn inbrünstig an, aber nur ein Wunder konnte mich, wie mich dünkte, retten. Sie retteten mich, theurer Eugen, sie sind mein Befreier, mein Gott." Hier fiel sie mir zu Füßen. Ich nahm sie in meine Arme, drückte sie an mein Herz, und ich war glücklich bei dem Entzücken dieser dankbaren Seele.

Nun kam es darauf an, ihr Vermögen zu zu bekommen, vor allen Dingen aber ihre theure Person in Sicherheit zu bringen. Es gieng eben ein Schiff nach Batavia ab. Wir schifften sie ein, und Herr Van-Clef gab ihr einen sichern Freund zum Begleiter.

Fortsetzung.

Goa, im März.

Bestrafung des Inquisitors.

Der Bandit hatte den Inquisitor bei seiner Maitresse ergriffen und brachte ihn zitternd vor uns. Wir waren alle maskirt. „Elender, redete ich ihn an, du sollst jetzt für alle deine schändlichen Bubenstücke deine Strafe empfangen. Du unterstehst dich, unter dem Deckmantel der

gehei-

geheiligten Religion Weiber zu verführen, und sie zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, um dich ihres Vermögens zu bemächtigen. Du mußt sterben." Sein Leben war ganz in unserer Gewalt, und meine Banditen wollten ihn durchaus in die andere Welt schicken. Aber ich bin der Mann nicht, der einen Meuchelmord begehen kann, und wenn dieser Mönch den Tod verdient hatte, so war es die Sache des Henkers, ihm denselben zu geben. Der Herr Großinquisitor war indessen in seinem Unglück ganz kriechend und niederträchtig. Er warf sich uns zu Füßen, und bat flehentlich um sein Leben. Ich war unerbittlich. Ich setzte ihm die Pistole auf die Brust und schwur hoch und theuer, daß wir ihn bei langsamen Feuer braten würden, wenn er den Trank nicht zu sich nähme, den wir ihm darboten. Es war nichts mehr und nichts weniger als ein Schlaftrunk, den er treulich für ein tödtendes Gift hielt. Nie hat wohl jemand bei einem Trunk so viele Umstände gemacht. Endlich zwangen wir ihn mit Gewalt zu dieser Gefälligkeit.

Nach-

Nachdem er getrunken hatte, blieb er ausgestreckt auf dem Boden liegen und erwartete den Tod. Er schlief ein, und wir brachten ihn in einen finstern Keller, legten ihn in Ketten, und ließen ihn nach Gefallen schnarchen.

Ich kannte die Würkungen des Schlaftrunks und wußte ohngefehr die Stunde, wenn der Bösewicht erwachen mußte. Es mußte jemand genau Acht haben, wenn er die Augen aufschlagen würde. Ich wurde alsobald davon benachrichtigt, und lies gleich in die Trompeten stoßen und einen ganz erschrecklichen Lermen machen. Hierauf schrie ich, mit so gräßlicher Stimme, als ich nur konnte: „Der Bösewicht wird seinen Richter nicht sehen. Ein ganzes Jahrhundert hindurch soll er seine schändlichen Thaten im Fegfeuer büßen, bis zum Tage der Verzeihung. Während des Umlaufs der Sonne soll er in Feuerflammen braten. Seine Abbüßung fange mit einem strengen Gefängniß und andern harten Bußen an. So will

es der ewige, der da straft und vergiebt. Nun erneuerte sich der Lerm. Der Elende zitterte an allen Gliedern auf dem feuchten Boden. Die Augen waren ihm fest verbunden. Die Banditen ergriffen ihn, rissen ihm die Kleider herunter und entblößten seine Schultern. Nun begannen sie eine sehr strenge Disciplin mit ihm, und geisselten ihn dergestalt, daß das Blut ihm den Rücken herabströmte. Der Unglückliche brüllte laut, während dieser Operation. Nicht ich hatte sie angeordnet. Ich wendete alles an, sie zu hintertreiben, aber vergebens. Die Verruchten schienen ein unnennbares Vergnügen darinnen zu finden, den ehrwürdigen Vater so zu bearbeiten. Am geschäftigsten und blutgierigsten dabei war ein abtrünniger Mönch. Nach der Operation nahm dieser Apostel einen sanften Mönchston an, und sprach zu dem Patienten: „Mein Bruder, ihr seid ein großer Sünder; aber der erhabenste Richter erzeigt euch sehr viel Gnade, daß er euch nur zum Fegfeuer, und zwar nur auf hundert Jahre verurtheilt.“ — „Und ist dieses, versetzte der Inquisitor,

quisitor, nicht hinlänglich, um hundert Millionen mal des Tages rasend zu werden. O! möchte ich doch vertilgt werden können. Ich zittre vor Schrecken, wenn ich an die Flammen denke, die mich verzehren sollen." — „Elender, erwiederte der Mönch, hast du doch auch nicht gezittert, als du so viel Unschuldige zum Scheiterhaufen verdammtest, um dir und deinen Mönchen ihr Vermögen zuzueignen." — „Ach! antwortete jener, damit glaubte ich Gott einen Dienst zu thun. O ihr heiligen Engel, laßt meinen Zustand unsern ehrwürdigen Vätern wissen. Laßt sie den Gott der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit für mich anflehen, damit er mich würdige, meine Pein zu verkürzen." Der Unglückliche schien sehr fest an das Fegfeuer zu glauben.

Indessen sagte mir Sacripant: „Wollen sie nicht mit mir zur Maitresse dieses Buben gehen? Sie wünschte sehr, sie zu sehen." — „Wie so? hast du von mir mit ihr gesprochen?" —

„Und

„Und warum nicht? Kommen sie nur, sie werden es nicht bereuen, sie ist ein artiges Mädchen.

Ich folgte ihm, ohne zu befürchten, daß er mich verrathen möchte, so lange er nämlich sah, daß ich ihn gut bezahlen könne. Ich fand eine kleine artige Brünette, mit einem sehr reizenden Gesichtgen und wurde auf eine höchst verführerische Art aufgenommen. Sie sprach mit mir, wie eine Person, die von allen unterrichtet war. Sie verlangte Nachricht von der Seele im Fegfeuer, und wollte sich über diese sonderbare Züchtigung halb tod lachen. „Sie haben da einen allerliebsten Einfall gehabt, sagte sie. Den muß ihnen der Himmel eingegeben haben. Jetzt kommt es darauf an, das Vermögen ihrer armen Freundin wieder zu erhalten. Lassen sie mich nur machen, wir wollen schon zum Ziel kommen." — „Madam Ribeira ist erkenntlich, antwortete ich dem artigen Mädchen, und im Stande, es werkthätig zu sein." — „O warten sie doch erst, bis wirklich ein Dienst geleistet worden ist,

ehe

ehe sie von Erkenntlichkeit reden. Oder reden sie lieber gar nicht davon, denn sie berauben mich sonst des Vergnügens, eine gute Handlung zu thun." Mich entzückte diese Art zu denken. „Ich weis, fuhr die Brünette fort, daß sie willens sind, diese Seele aus dem Fegfeuer ihrem Nachfolger auf Erden erscheinen zu lassen, damit diese arme Seele kund thun möge, daß, um sie zu erlösen, man der Madam Ribeira ihr Vermögen zurückgeben müsse. Bringen sie mir nur diese verdammte Seele in meinen Keller. Der Nachfolger des Großinquisitors nimmt den Platz seines Vorgängers eben sowohl bei mir, als auf dem Richterstuhl ein. In der Nacht können wir ja die Seele mit leichter Mühe erscheinen lassen, denn der zweite Inquisitor ist eben so schwach, als der erste. Sie werden ihn zittern sehen, und die Mönche müssen ausspeien." Ich fand diese Idee allerliebst, und versprach sie auszuführen.

Die Göttin bat mich zum Abendessen. Sie war diesen Tag frei. Wir hatten ein delikates

Mahl. Sie war bei diesem Tete-a-tete ganz bezaubernd. Sie hatte Geist. Nur widrige Umstände, die über ihre Kräfte giengen, hatten sie zu ihrer gegenwärtigen unglücklichen Laage gebracht. Sie seufzete darüber. Ich las in ihren Augen, daß ich ihr gefiel, und daß ich mich ihr anvertrauen könne. Und vielleicht wäre ich würklich im Stande gewesen, ihr einen alten Inquistor vergessen zu machen.

Sacripant brachte uns unsern Fegfeuermann, der mittelst eines Schlaftrunks wieder eingeschläfert worden war. Man schloß ihn, in den Keller seiner Maitresse, in Ketten, und weckte ihn mit Peitschenhieben. Er schrie darüber weit ärger, als in der Messe; und die kleine Brünette, die eine verborgne Augenzeugin dieser Scene war, lachte, daß ihr die Augen übergiengen. Sie wollte, daß der Graf von Feronde, von welchem ich ihr erzählt hatte, auch in den kleinsten Umständen nachgeahmet werden sollte; und daß die Maitresse des armen Sünders mit einem glückli-

chen

chen Nebenbubler die Freuden des Paradieses schmeckte, während der Unglückliche für seine Missethaten im Fegfeuer gezüchtiget würde." — „Setzen sie auf morgen alle ihre Batterien in Stand, sagte sie zu mir; denn der zweite Inquisitor wird seinen Platz einnehmen. Die Seele aus dem Fegfeuer muß ihm hier erscheinen, und ihm Entsetzen einjagen.

Am folgenden Tag stieg ich in den Keller hinab, und ohne daß mich der arme Sünder sehen konnte, schrie ich ihm zu: Elender, du hast eine junge Portugiesin plündern wollen, die eine reiche Erbschaft gethan hat. Du hast sie zum Feuer verurtheilt, und dich ihres Vermögens bemächtigt. Du hast alles angewendet, sie zu verführen, und ihr Gewalt anzuthun. Was nützen dir nun alle diese Schandthaten? Du mußt sie wieder gut machen. Steige aus dem Kerker des Todes zum Aufenthalt der Lebendigen hinauf. Erscheine den schwachköpfigen Bösewichtern, die das Vermögen der Unglücklichen zurückbehalten,

die sie, nebst dir zum Scheiterhaufen verurtheilt haben. Entdecke ihnen dein Schicksal. Sag ihnen, daß das ihrige noch hundertmal schlimmer sein, daß sie der Tod augenblicklich hinwegraffen werde, wenn sie nicht sogleich das Vermögen des unglücklichen Schlachtopfers herausgeben. Bedenke, daß du nicht eher aus den Flammen, die bald über dich zusammenlodern werden, erlöset wirst, ehe ihr nicht alles bis auf den letzten Heller ersetzt worden ist."

Am Abend, als der zweite Inquisitor bei seiner Maitresse war, und eben das süsseste Glück der Liebe empfand, verlöschten auf einmal die Lichter. Es erhob sich ein höllisches Getöse, daß das ganze Haus erbebte. Hierauf erschien der Großinquisitor mitten in Flammen, mit Ketten belegt. „Ach, mein Bruder! sagte er, mit kläglicher Stimme, habt Mitleid mit euren unglücklichen Vorgesetzten. Ich bin gestorben. Ich bin vor dem obersten Richter erschienen, dessen Donnerstimme mich auf ein Jahrhundert zu der Pein des Fegfeuers verdammt hat, mit dem wir den

Sün-

Sündern drohen. Hauptsächlich bin ich darum gestraft worden, weil wir die unschuldige Ribeira verurtheilt und ihr Vermögen an uns gezogen haben. Die göttliche Gerechtigkeit befiehlt mir, euch zu sagen, daß ich in den Flammen schmachten und nicht eher daraus erlöset werden soll, bis ihr alles auf den letzten Heller ersetzt ist; daß ihr insgesamt eines plötzlichen Todes sterben und noch hundertmal peinlichere Martern fühlen werdet, als ich, wenn der volle Ersatz nicht ohne Verzug erfolgt. Um des strafenden Gottes willen, meine Brüder! um euret- und meinetwillen gebt der Unglücklichen ohnverzüglich ihr Vermögen zurück, und betet für mich." Bei diesen Worten rasselte er mit den Ketten, und eine Flamme traf den zweiten Inquisitor, der mehr tod als lebendig niederfiel. Das Phantom verschwand, und wurde in seinen Keller zurückgebracht. Man brachte den Mönch, dem es erschienen war, und der vor Schrecken zitterte, auf seine Zelle zurück. Er versammlete sogleich das Kapitel, bat den Himmel um Verzeihung, erzehlte den Vorgang, und sagte: „Meine lieben Brüder! laßt uns unsern Prior und uns retten,

 und

und der unschuldigen Ribeira das wiedergeben, was wir ihr geraubt haben. Wir würden sehr schwach sein, wenn wir uns deswegen verdammen lassen wollten, um dem Kloster ein geraubtes Gut zuzuwenden, das keiner von uns allein genießen kann, und das keinem die geringste Annehmlichkeit verschaft." Hierauf erzehlte er nochmals sein Gesichte, und schien sein Schrecken der ganzen Versammlung mitzutheilen.

Ganz gewiß machte seine Erzehlung Eindruck, denn es wurde am Morgen in der Stadt bekannt gemacht, Madam Ribeira sollte entweder in Person oder durch einen genugsam beglaubigten Bevollmächtigten erscheinen, um das Vermögen in Empfang zu nehmen, das bisher in Streit befangen gewesen wäre. Ich säumte nicht, mich mit meiner Vollmacht zu melden. Ich wurde in den Besitz alles dessen gesetzt, was man ihr geraubt hatte. Ich machte alles zu Gelde, und unterdessen blieb der Großinquisitor im Fegfeuer. Unsere Banditen konnten es nicht über das Herz bringen, sie mußten Sr. Hochwürden täglich geißeln. Wäre es auf sie ange-

angekommen, die Sache hätte gar kein Ende genommen. Ich für meine Person wünschte so eifrig als der Großinquisitor das Ende der Tragödie, um in Ihre Arme zu fliegen, theuerster Vater.

Nun bin ich endlich zu Stande. Ich habe vier Millionen eingenommen, die ich in die Hände der Madam Ribeira überliefern werde. Sobald ich nach Batavia zurück bin, wird der Großinquisitor in Freiheit gesetzt. Man findet noch immer Vergnügen daran, ihn trotz meinen Gegenvorstellungen täglich zu geißeln. Von seiner Maitresse habe ich Abschied genommen, und ihr von Seiten der Madam Ribeira ein beträchtliches Geschenk gemacht. Ich glaubte sie nie wieder zu sehen; aber sie hat mich gebeten, sie mit nach Batavia zu nehmen. Wenn sie ihr erspartes Vermögen zu meinem Geschenke nimmt, so kann sie ganz anständig leben. Sie will ihrem unglückseligen Handwerke entsagen. Sie müßte die Rache der Inquisitoren befürchten, wenn sie in Goa bliebe. Herr Van-Clef wird uns bald folgen. Herr Pinto, dem wir so viel Dank schuldig sind, weil er es war, der uns von

dem Unglück unserer armen Freundin Nachricht gab, hat sich aus Furcht vor der Inquisition die ganze Zeit über nicht getraut mich zu sehen. Ich ließ ihm eine Erkenntlichkeit anbieten, aber er schlug sie aus; ich versicherte ihn meiner innigsten Dankbarkeit.

Nun werde ich Sie bald wieder umarmen, theuerster Vater. Könnte ich Sie doch bald in noch engerer Bedeutung so nennen. Ganz gewiß treffe ich die liebenswürdige Honoree bei Ihnen, die unterdessen gewiß angekommen sein muß, ohngeachtet Sie mich nicht gewürdigt haben, mir in allen Ihren Briefen nur ein Wort von ihr zu sagen. Bald werde ich auch die liebe Eleonore, das wahre Ebenbild ihrer angebeteten Schwester sehen, und noch überdies Madam Ribeira. Welche himmlische Gesellschaft! O möchte ich doch auch zugleich meine Freunde von Paris und Rouen bei Ihnen antreffen.

Ende des zweiten Hefts.

Der

glücklich gewordene

Weise.

Sechster Theil.

Dritter Heft.

Eugen, an Ludwig l'Angen.

Batavia, April.

Aus der Heirath wird noch nichts.

Du erhältst hier die Abschrift der Briefe, die ich während meines Aufenthalts zu Goa an Herrn de l'Astre geschrieben habe Du mußt sie eher als diesen lesen, weil dieser die Fortsetzung enthält. Ich bin glücklich wieder in Batavia angekommen. Du kannst Dir leicht vorstellen, wie zärtlich ich von allen, und besonders von Ribeira empfangen wurde. Das Entzücken

dis

dieser liebenden Seele läßt sich nicht beschreiben. Bei dem Herrn de l'Astre war der Empfang viel kälter, wenigstens viel steifer. Der ehrliche Mann schien meinetwegen sehr in Verlegenheit zu sein. Eleonoren fand ich sehr bekümmert, und Honoreen sah ich gar nicht. Ich mochte mich nach ihr erkundigen, wie ich wollte, man blieb stumm bei meinen Fragen. O Himmel, ist sie krank? ist sie tod? Auf diese letzte Frage antwortete man mir ganz gleichgültig mit nein, und das läßt mich hoffen, daß sie wenigstens noch lebt. Es scheint, als wenn sie noch nicht in Batavia angelangt ist, wie man mir Hoffnung gemacht hatte. Wo ist sie? wo ist der Gegenstand meiner Wünsche? O Gott, der du sie siehst, laß michs wissen.

Madam Ribeira wollte mir ein Geschenk mit den zweimalhunderttausend Pfund Einkünften machen, die sie durch meine Bemühungen gewonnen hat. Ich habe dieses schlechterdings ausgeschlagen. „Meine Theure, lassen sie mir immer

mer das reine Vergnügen, ihnen gefällig gewesen zu sein." — „Grausamer, antwortete sie, sie verachten mich. Es gab freilich noch einen andern Weg für sie, mein Vermögen zu besitzen. Nachdem sie mich reich gemacht haben, würden sie mich auch glücklich machen. Ueberdies ist es ausgemacht, daß ihnen Herr de l'Astre seine Tochter nie geben wird. Gewisse Nachrichten, die er kürzlich erhalten hat, haben ihn in Ansehung dieses Punktes ganz umgestimmt. Er hat dieses Eleonoren entdeckt, und dies ist die Ursache ihres Kummers. Was Mamsell Honoreen betrifft — o! wenn sie wissen sollten. Ich habe gewisse Muthmasungen; aber ich habe versprechen müssen, sie ihnen nicht zu entdecken."

Eleonore hat mir eine eben so unangenehme Erzehlung von ihrem Vater gemacht. Er selbst hat sehr zärtlich mit mir gesprochen, aber ach! . . . „Mein Sohn, sagte er, wenn ich ihnen rathen soll, so heirathen sie Madam Ribeira. Ich kann ihnen meine Tochter nie geben.

Mit

Mit dem innigsten Schmerz muß ich ihnen dieses eröffnen. Ich habe dazu überwiegende Gründe. Ja, mein Sohn, setzte er sehr gerührt hinzu, ich habe unwiderlegbare Gründe. Sie sollen sie mit der Zeit erfahren. Ich liebe sie, wie meinen Sohn. Sie sind auch von Seiten des Vermögens eine sehr gute Partie, wenn sie das Geschenk der Madam Ribeira annehmen. Aber hätten sie auch nichts, ich würde sie mit Freuden zu meinen Schwiegersohn annehmen, wenn es in meiner Macht stünde."

Was sollte ich darauf sagen? und zwar einem Manne sagen, der mir so viele Freundschaft erwies. Ich grämte mich zugleich mit diesem guten Manne. Ich grämte mich noch weit mehr mit der untröstlichen Eleonore. Wie ist es möglich, einen so gar lebhaften Antheil an den Herzensangelegenheiten einer Schwester zu nehmen. Fast kömmt es mir so vor, als ob sie mich selbst liebte. Und die abschlägliche Antwort des Vaters? .... Vielleicht kommt diese daher, weil

er

er mich von seinen beiden Töchtern gleich geliebt sieht, und nicht gern die eine auf Kosten der andern unglücklich machen will. Aber Honoree ist doch der Zeit nach die erste.

Ich wollte das Anerbieten der Madam Ribeira schlechterdings nicht annehmen. Herr de l'Astre hat die Sache dahin entschieden, daß ich die Einkünfte auf ein Jahr, nämlich zweihundert tausend Liver annehmen sollte. Er will diese Summe in seine Handlung nehmen und sie auf meine Rechnung wuchern lassen. In wenigen Jahren werde ich mir also durch eignen Fleis ein Vermögen erworben haben, und Madam Ribeira erfährt die Kränkung nicht, daß ich die Beweise ihrer Dankbarkeit ganz verschmähete.

•

Um mich zu zerstreuen, besuche ich dann und wann Lutinen, die ehemalige Maitresse des Großinquisitors. Sie lebt ganz anständig, ist sehr munter und noch dazu sehr vernünftig. Doch hat sie noch manchen Aberglauben ihres Landes an sich.

So

So sehe ich sie oft mit einem kleinen Sanct-Anton in der Hand, eine Puppe, die sie bei allen Herzensangelegenheiten um Rath fragt. Sie bittet bei allen solchen profanen Planen um seine Vermittelung, und wenn der kleine Heilige ihre Intriken nicht gelingen läßt, so wird er unbarmherzig gepeitscht und mit Lumpen bedeckt. Dies ist ein schwacher Gebrauch der Portugiesen. Wenn ich Dir von Lutinens Intriken sage, so heißt das nicht etwan, daß sie ihre vorige Lebensart fortsetzt. Nein, sie lebt anständig, folgt ihrem Geschmack, liebt Mannspersonen, die ihr gefallen, setzt aber ihre Reize nicht ins Geld.

Fort-

Fortsetzung.

Im Julius 1771.

Du erhältst von mir eine geringere Summe als ich eigentlich wollte. Es ist alles, was ich jetzt thun kann. Gieb davon zehntausend Franken den theuren Urhebern meines Lebens, zehentausend der lieben Blandule und fünftausend ihrer Schwester. Eben erhalte ich eure Briefe, meine lieben Freunde. Sie sind für mich eine entzückende Lektüre.

Ludwig l'Ange an Eugen.

Paris den 27. Decbr. 1772.

Endlich haben wir doch einmal Nachricht von Dir, theurer Freund! Deine Briefe haben unsere Unruhe gestillt, und in uns die innigste und lebhafteste Freude erregt. Aber dürfen wir auch alles glauben, was Du uns erzehlst? Deine Briefe versichern uns, daß du lebst; daran ist also kein Zweifel. Aber im Ernst, Du erzehlst uns Dinge, wovon wir gar nichts begreifen. Das sind ja Wunder über Wunder. Was willst Du mit dem jungen Mädgen mitten unter den Löwen? Was willst Du mit de wüsten Insel und der Stimme von Berge? Was bedeuten die Subondinen, die ganz unter dem Wasser leben; was die neuentdeckten Römer, die mitten in Afrika ihre Fasces so schön trugen, und die Stadt in der Hand eines Kolossen, und die Götter, unter welche Du aufgenommen warst, und

und jener gemachte Olymp? Giebst Du uns alles dieses für Wahrheit, oder ist es blos Erdichtung, unter welchen Du uns etwas Wahres beibringen willst? Wir zerbrachen uns den Kopf darüber, was aus Dir geworden sein würde. Er wird jetzt da und da sein, hieß es, es wird ihm jetzt das und das begegegnen. Aber der Henker hätte mögen die Würklichkeit errathen, da sie so ganz seltsam ist. Es muß aber doch wohl etwas Wahres an der Sache sein, da Bruder Gaillard und Mamsell Montagne auch in jenem Lande gewesen sind und Dich dort getroffen haben. Vergieb uns unsere Zweifel; Du mußt selbst fühlen, daß Deine Erzehlung eben nicht die wahrscheinlichste ist.

Wir haben aber doch etwas Würkliches aus jenen Ländern erhalten, das wir blos für eingebildet hielten. Die Schiffe sind angekommen. Was für eine Summe! Zwanzigtausend Franken für Deinen Vater und Deine Mutter, zwanzigtausend für Blandulen und ihre Tochter, zehen-

 tausend

tausend für Lucilen und zehentausend für Deinen ergebensten Freund und Diener. Dies macht zusammen sechzigtausend Pfund, und Du erfährst nicht einmal ein Wort von dieser Kleinigkeit. Wir haben alle diese Summen richtig erhalten. Dein Vater ist ganz entzückt, und stolz auf seinen Sohn. Seine Eigenliebe findet sich eben so sehr geschmeichelt als sein Vaterherz. Zwanzigtausend Franken sind für die guten Leute schon ein Vermögen. Ich wollte meine zehentausend noch dazu thun, denn glücklicherweise bedarf ich ihrer nicht, aber sie wollten sie durchaus nicht annehmen. Meine Mutter soll sie haben. Sie wird Dir auf den Knien dafür danken, mein theurer vortreflicher Freund. Und ich? O warum reichen meine Arme nicht bis ans Ende der Welt, um Dich dort zu umarmen. Du solltest nur Deinen Vater plaudern hören, wenn er auf Dich kommt. Die Dankbarkeit macht ihn würklich beredt. Er hat seine Stelle als Portier niedergelegt, ohne jedoch die Verwaltung von Honoreens Vermögen aufzugeben. Er ist jetzt Bürgerhauptmann und

trägt

trägt einen Ringkragen. In seiner scharlachnen Uniform mit goldnen Knöpfen und weissen Aufschlägen nimmt er sich gar nicht schlecht aus.

Ich für meine Person habe in Paris eine Stelle in einer Handlung gefunden, die mir zweitausend Thaler einträgt. Ich brauche nur meinen Namen zu unterschreiben und lebe sehr vergnügt. Ich habe blendende Partien gehabt, und habe sie ausgeschlagen. Ich bin gewohnt, als Mann frei zu athmen, wie konnte ich mir von einem Manne Gesetze vorschreiben lassen! Wie, ich sollte die Kunkel und den Weiberrock nehmen? Nein. Selbst die Stelle einer Königinn könnte mich nicht reizen. Ich bin ein Mann fürs Leben. Ich bin noch mehr, ich bin der Freund Eugens Sans-Pair; ich bin glücklich, und dies ist der erste Titel im ganzen Weltall.

Ich lasse die Personen, die Dich am meisten interessiren, selbst an Dich schreiben, und will Dir

von einigen andern erzehlen, die nicht das Recht haben, jemand zu intereßiren.

Allen diesen Herren meinen freundlichen Dienst zuvor. Wir wollen dem Herrn Vikomte de Court-Bossac den Rang lassen. Er ist völlig ruinirt, und von seiner Frau geschieden. Er hat die Nase und das eine Auge verloren; also kann er nicht mehr verlangen, Dir ähnlich zu sehen. Wenn er Geld hat, ißt er in der Garküche. Er scheint sehr viele Anhänglichkeit an einem sehr abgetragenen schwarzen Kleide zu haben, denn er trägt es beständig. Er macht immer Projekte, ist immer auf dem Punkt ein großes Glück zu machen und borgt von jedem einen kleinen Thaler, der unglücklich genug ist, sein Vertrauen zu erlangen. Dubois, sein ehemaliger Kammerdiener, will ihm kein Geld mehr borgen, und hat ihm seine Thüre verboten. Dieser alte Domestik ist selbst nicht in der besten Laage. Er leidet sehr vom Podagra und von Steinschmerzen, ohne seine Frau zu rechnen, die die größte aller seiner Quaalen ist.

Die

Die Frau Marquise von Froulange hat mit dem Vikomte gemeine Sache gemacht. Sie ist Wittwe, und durch einen Prozeß, den sie sich durch ihr unüberlegtes Betragen zugezogen hat, ruinirt. Jetzt ist sie eine würkliche Bettlerin, zwar noch nicht auf den Gassen, aber doch vor den Thüren ihrer alten Bekannten. Die Ueberbleibsel von ihrer Schönheit sind eben nicht blendender, als die von ihrer Garderobe.

Cou-torts macht jetzt den Stiefelwichser und Lastträger. Er hoft immer als Armer im Bicetre aufgenommen zu werden. Deine Chimisten sind größtentheils in dieser Eigenschaft dahin gekommen. Es ist offenbar, daß Cou-torts kein würklicher Geistlicher war.

Bonifaz ist noch immer reich, noch immer schätzbar. Seine Tochter erwartet Dich. Gern wollte ich Dir auch von derjenigen Person, die Dich am meisten interessirt, von Honoreen Nach-

 richt

richt geben. Aber ich mag mich bemühen, wie ich will, ich finde keine Spur von ihr. Ihre Mutter Sanct-Amand ist unerforschlich. Der Bruder Gaillard und Mamsell la Montagne, die beide Mamsell Eleonoren gesehen haben, habe ich wakker ausgefragt. Sie versichern, daß sie Honoreen vollkommen ähnlich sei, und wenn ich sie frage: Wo ist aber die theure Honoree? so lassen sie mich stehen und den Mund aufsperren. Ich mag es nicht, mich bei einer Idee zu verweilen, die mir ohnlängst durch den Kopf fuhr. Sie ist zu abgeschmackt. . . . . Ich theilte sie jüngst dem Gaillard mit. Er wollte sich darüber tod lachen, und bat mich, Dir ja nichts davon zu schreiben, weil Du es für eine große Albernheit halten würdest.

Mamsell de Sancerre hat Dich endlich gegen eine sehr reiche Partie aufgegeben, die man ihr aufgedrungen hat. Sie läßt Dir ihre Entschuldigung machen und Dich versichern, daß wenn sie nur in Ansehung Deiner einen Schat-

ten von Hofnung gehabt hätte, sie Dich allen Männern auf der ganzen Welt vorgezogen haben würde.

Blandule an Eugen.

Paris, den 26. April 1772.

Sei mir gegrüßt, theuerster Freund. Vom andern Ende der Welt strecke ich meine Arme nach Dir aus. Dein kleines Mädgen mit ihren kleinen Armen thut ein gleiches. Sie ist allerliebst. Es fehlt ihr nichts, als das Gesicht, und ach! eine ehrliche Geburt.

Durch Deine Grosmuth gegen uns hast Du Deinem Herzen genug gethan: Du hast unsern Wünschen und unsern Hofnungen entsprochen. Empfang dafür unsern innigsten Dank. Du hast

Dir aber doch nicht etwan, das uns geschickte Geld an Deinen eignen Bedürfnissen abgebrochen. Dies wäre uns um so schmerzlicher, da wir dessen nicht bedürfen. Unsere Umstände haben sich sehr geändert. Ich habe meinen Vater entdeckt; aber ach! in demselben Augenblick verlor ich ihn auch wieder. Er hat mir ein hübsches Vermögen hinterlassen. Dies ist freilich kein Ersatz für den Verlust eines Vaters. Du erinnerst Dich doch noch des alten Ducs, der immer mein Freund war, und den wir damals in dem Walde von Boulogne begegneten, als Du mich aus den Händen eines Räubers errettetest. Denke einmal, dieser Duc war mein Vater. Er wußte es damals selbst nicht. Er erfuhr es nur wenige Tage vor seinem Tode. Er sah nämlich meine Mutter, und wußte, daß er ihr einst durch ihren unwürdigen Gatten zugeführt worden war. Ich war die Frucht von jener Nacht der Verirrung. Der gute Duc zitterte so sehr als ich über die Gefahr, in welcher wir uns so lange bei unserer wechselseitigen Unwissenheit befunden hatten. Urtheile selbst

wie

wie glücklich ich bin, daß ich vernünftig war, und wie sehr es der Duc war, daß auch er, bei seinen Besuchen, meiner Tugend schonte.

Hätten wir den strafbaren Eingebungen derer gefolgt, die uns umgaben, und den Beispielen, die wir um uns her sahen, welches schreckliche Verbrechen hätten wir begangen! Er dankte dem Himmel hundertmal auf seinem Sterbebette, für die Kraft, die er uns beiden, in so manchen kritischen Augenblicken, verliehen hatte. Millionenmal umarmte er die kleine Blanduline, sein Enkelchen. „O! sagte er, jetzt erst am Rande des Grabes empfinde ich die wahre Freude, und schon muß ich derselben wieder entsagen, um zu den Füßen meines Richters zu erscheinen.“ Er hatte sich ein beträchtliches Gut gekauft, das er seinem Kinde bestimmt hatte, wenn er es jemals entdecken würde; denn er wußte wohl, daß aus seinem vertrauten Umgang mit meiner Mutter ein Kind entsprossen war. Aber der einsame Aufenthalt meiner Mutter zu Rouen hatte sie seinen Augen

entzo-

entzogen, und er wußte nicht, was aus ihr geworden war. Ich habe zehentausend Liver Einkünfte von ihm, aber er hat deswegen seine Familie nicht hintangesetzt. Das Gut, das ich jetzt besitze, erkaufte er von seinen Ersparnissen. Außerdem habe ich noch tausend Thaler Einkünfte vom Chevalier de l'Astre. Er wurde verurtheilt, mir ein Gut abzutreten, um mir die Rente zu versichern, die er mir schuldig war. Der arme Mann ist jetzt ruinirt. Er lebt mit verworfenen Dirnen und Spielern. Noch dazu steht es mit seiner Gesundheit sehr schlecht. Wie unglücklich sind doch die Lasterhaften, wahrhaftig, ich muß sie bedauern.

Die Entdeckung, durch die ich einen Vater erhielt, hat meiner Schwester Lucile auch einen gegeben. Aber ich lasse ihr das Vergnügen, Dir selbst ihr Glück zu erzehlen. Sie ist jetzt ganz außerordentlich schön. Sie kann sich mit Deiner schönen Honoree messen. Aber wo ist sie denn hingekommen, Deine schöne Honoree?

Meine

Meine Mutter ist jetzt glücklich. Wir schmeicheln uns mit der Hoffnung, nunmehro ihr Leben verlängert zu sehen, welches gewis durch ihr unglückliches Schicksal abgekürzet worden wäre. Sie nennt Dich beständig ihren Schwiegersohn. Ich muß Dich also doch wohl meinen Gatten nennen. Darf ich, Lieber, Bester? Ach ich wünsche mir diesen Namen nur um meiner armen Blanduline willen. Denn Du weißt die schrecklichen Schicksale, die mir die Welt verhaßt gemacht haben. Sie ist für mich eine Wüste; ich bedarf eines Zufluchtsortes. Aber ich will Deine heitern Tage nicht durch so düstre Gedanken trüben. Um mich aufzuheitern, nehme ich mein kleines Mädchen auf den Arm. Sie ist Dein leibhaftes Ebenbild. Sie allein fettet mich noch an die Welt. Sie umfängt mich mit ihren kleinen Armen. Sie hüpft für Freuden bei dem Namen ihres Vaters. Sie küßt Dich zärtlich. Ich thue desgleichen. Mit Hülfe des Gefühls hat sie schon lesen gelernt, bald wird sie an Dich schreiben. Ich überlasse nun meiner Schwester Lucile die Feder.

Lucile an Eugen.

Paris, den 27. April, 1772.

Während Sie, theuerster Freund, so ganz besondere Schicksale und außerordentliche Abentheuer erleben, beschäftigt sich das Glück auch unser Loos zu verändern, und Revolutionen hervorzubringen, die glücklicherweise angenehm für uns sind. Meine Schwester hat einen Vater gefunden, und ich auch. Wer hätte das gedacht. Ein dicker Abbe, ein Freund des Herrn Ducs, erfuhr von diesem den Aufenthalt unserer guten Mutter. Die beiden Alten wurden offenherzig gegen einander, und so entdeckten sich Geheimnisse, über welche der geistliche Herr noch mehr zu erröthen Ursache hatte, als der Duc. Kurz dieser geistliche Herr war mein Vater. Er war, sage ich, denn er ist nicht mehr. Es schien, als hätten es diese beiden mit einander abgeredet, sogleich nach einer Entdeckung, die ihrer Würde ein wenig nachtheilig war, aus der Welt zu gehen.

hen. Der alte Priester lies mich vor sein Todenbette rufen. „Liebes Kind, sagte er, ich habe schon längst sehnlich gewünscht, Dich zu kennen; es thut mir leid, daß ich dieser Freude erst jetzt theilhaft werde, wo eine lange Reise mich wieder von dir trennen wird. Zu meiner Schande muß ich dir es gestehen, ich bin dein Vater. Ja Kind, dein Vater. Und wenn du darüber erröthest, so freue ich mich, eine solche Tochter zu haben. Da ich den Adel, diesen chimärischen Vorzug, worauf man so stolz zu sein pflegt, nicht auf dich übertragen kann, so will ich mich wenigstens bemühen, dir den Vorzug eines ganz hübschen Vermögens schmecken zu lassen. Seitdem ich Ursache hatte, zu glauben, daß eine Frucht meiner Liebe vorhanden sei, war es immer mein Wunsch, ein Kapital für dasselbe zu sammlen. Ich hatte damals schon einige Pfründen, und es glückte mir, noch eine dazu zu bekommen, die ich ganz für dich bestimmte. Dies geschah auf das gewissenhafteste; ich wollte nicht, daß ein Dreier davon in meine eigne Tasche käme. Ich theilte die Einkünfte in zwei Theile. Der eine davon wurde zur Unterstü-

tzung der Armen in meiner Abtei angewendet, der andere wurde für dich aufgehoben. Sieh, liebe Tochter, hier sind zweihunderttausend Pfund, die ich auf diese Art gesammlet habe, und die nun dein sind."

Der gute Abbe bat mich hierauf um Verzeihung, daß er mir eine so unregelmäßige Geburt gegeben habe, und erzeigte mir so viel Liebe, als der zärtlichste Vater nur erzeigen kann. Wie sollte ich einen so lieben Mann, der mir Leben und Vermögen gegeben hat, nicht werth halten, nicht bedauern. Ich habe ihn aufrichtig beweint, und beweine ihn noch. Sehen sie, ich bin also eben so reich, als meine Schwester, und habe, wie sie, das Vergnügen, der besten Mutter nützlich sein zu können. Diese vortrefliche Frau versichert uns, wir hätten noch eine dritte Schwester. Ihren Vater aber kennen wir nicht, ja wir kennen sie selbst nicht; wir wissen nicht einmal, ob ihre Mutter sie kennt. Um von dieser eine vollständige Aufklärung darüber zu erhalten, müssen wir wohl

bis

bis zu ihrer Todesstunde warten. Möchten wir auf diesen Fall, nie einige Aufklärung darüber bekommen!

O theuerster Freund, was ist das für ein Entzücken für mich, daß ich vor meinem Tod meine gute Mutter noch glücklich sehe, und welche Wonne, etwas beitragen zu können. Aber sie tragen auch dazu bei. Wie, Freund, warum berauben sie sich um unsertwillen, und zumal um meinetwillen, da sie mir gar keine Verbindlichkeit haben. Zehentausend Franken von meinem lieben Eugen! O wie kostbar sind mir diese; aber wie grausam würde es für mich sein, wenn sie dieser Summe selbst benöthiget wären, zumal in meiner jetzigen Laage, wo ich derselben entbehren kann. Ich danke ihnen, und umarme sie zärtlich, theuerster Freund, und wären sie jetzt gleich in Person hier, gewis ich fiel ihnen, trotz der, meinem Geschlecht zukommenden Bescheidenheit um den Hals.

Eugenens Vater an seinen Sohn.

Rouen, den 25. April. 1772.

Braver Junge, weißt Du wohl, daß Dein Vater Dich bewundert. Der Henker! Zwanzigtausend Franken, von einem Sohne an seinem Vater; von eines armen Mannes Sohn? Giebt es wohl Reiche, die so handeln? Und das ist vielleicht das ganze Vermögen des armen Jungen. O, jetzt verdienst Du gewiß den Namen Sans-Pair. Da hast Du nun alle die saubern Propheten mit ihren Weissagungen. „Mein Herr Sans-Pair, sie thun unrecht, daß sie ihren Sohn studiren lassen. Die Aeltern handeln thöricht, die aus ihren Kindern mehr machen wollen, als sie sind. Nicht einmal ein Glas Wasser wird er euch geben, und wenn euch die Zunge ellenlang zum Halse heraus hieng.“ Und wie Du aus den Kinderkleidern heraus warst, da hies es: O, aus dem wird nichts weiter, als ein Taugenichts, ein Glücksritter, der euch noch zu Tode ärgern wird, der

der noch einmal im Zuchthause sterben wird." Nun ihr Herren Weissager, ihr habt alle gelogen. Sie verrückten Deiner guten Mutter auch den Kopf. „Das ist ein gottloser Bube, hies es, ein Philosoph, der hat nicht mehr Religion, als ein großer Herr. Er kommt gewiß einmal in die Hölle, und du dazu." Die arme Frau! Sie richtete sich zu Grunde, um nur Messen für ihren Philosophen lesen zu lassen. Jetzt spricht sie: „Der Herr sei gelobet, er hat alles wohl gemacht, und schreibt alles Gute, was Du thust, ihren Messen zu. Deine Muhme, die Schauspielerin, schreit unaufhörlich: „Hab' ichs ihnen nicht vorher gesagt, daß er sich auszeichnen werde, daß er sie mit Ehre überhäufen, daß er ihr Glück machen werde? . . . Jetzt würde er in Paris Könige oder Krispine machen. . . ." Ich unterbreche sie denn, und sage ihr, daß sie mir ehemals gerade das Gegentheil versichert habe, als mein Sohn ins Oratorium gieng. Die geistlichen Herren sagten mir auch, als Du sie verliessest, es würde nichts aus Dir werden. Und jetzt kreuzigen und segnen sie sich, wenn sie von Dir reden hören.

Du bist nicht dazu gemacht, der Sohn eines Portiers zu sein. Ich bin es auch nicht mehr; dank sei es Deiner Freigebigkeit. Ich bin jetzt wieder Soldat. Ich kommandire den Bürgerausschuß; dies sind gute Soldaten in Friedenszeiten. Du siehst aber wohl ein, daß sie eben so gut sind, als die Truppen des Pabstes, und daß man auf ein solches Kommando eben nicht stolz sein darf. Der alte la Montagne ist gestorben, sehr unzufrieden über seine Tochter, welche die Charlatanin macht. Sie hat ihn aber doch in seinem Alter gewartet. Seine beiden Söhne sind ein Paar Taugenichte, halten ein Bordell, und was weis ich, was alles.

Ich verwalte noch immer das Vermögen Deiner schönen Honoree, die sich so hartnäckig verbirgt. Ich habe eine ansehnliche Summe für sie beisammen. Ihr Bruder, der Chevalier ist mit seinem Vermögen fertig. Der ist jetzt in elenden Umständen. Es wird wohl ein schlechtes Ende mit ihm nehmen.

Lebe wohl, mein Sohn, meine Ehre, meine Stütze. Ich umarme Dich, als einen braven Kerl, als einen Kameraden. Deine Mutter vereinigt sich mit mir. Sie läßt Dich warnen, die Furcht Gottes immer vor Augen zu haben, (das ist so ihre Art) und sie in dein Gebet einzuschließen, wie sie Dich in das ihrige.

Eugen an Ludwig l'Angen.

Batavia, Julius 1772.

Verschiedene Gegenstände.

Mit dem innigsten Vergnügen, aber auch mit Verwunderung habe ich Eure Briefe gelesen, meine Freunde. Ihr lobt mich über alle Maaße. Ich kann Eure Lobsprüche nicht annehmen, weil ich sie nicht verdiene. Ich war es nicht

nicht, der Dir die Summe überschickte, die Du erhalten hast. Ihr werdet zwar auch etwas von mir bekommen, oder habt es vielleicht schon erhalten. Aber alles, was ich für euch habe zusammen sparen können, beträgt nur halb so viel, als was andre großmüthigere und vermögendere Leute Dir geschickt haben.

Ich bin ganz beschämt darüber, daß mir jemand zuvor gekommen ist und mich übertroffen hat; und zwar bei einer Sache, die mir weit mehr am Herzen liegt, als der Person, die mich übertraf. Wie weit verdienstlicher ist ihre Handlung, als die meinige. Auf meiner Seite ist es Pflicht, auf der ihrigen bloße Großmuth. Um diesen edlen Unbekannten gleichzukommen, schicke ich Dir hier eine ähnliche Summe, als die in meinem letzten Briefe angekündigte. Du wirst sie eben so austheilen. Ich thue das also auf zweimal, was der großmüthige Unbekannte auf einmal that, und werde immer weit unter ihm stehen. Aber wahr ist es, ich habe nicht mehr

thun

thun können. Ein sehr ansehnlicher Gewinn, den uns ein glückliches Ohngefehr zugeführt hat, setzt mich erst in den Stand, diese neue Sendung zu machen. Aber wer mag der verborgne Geber sein? Ich glaube, ich habe ihn errathen. Es ist Madam Ribeira, der ich gleich im Anfang unserer Bekanntschaft meine Geschichte erzehlte, und die eilte, Euch diese Probe ihrer Großmuth zu übersenden. Es gieng damals würklich ein Schiff von hier ab. Die Winde unterstützten ihren Edelmuth, und du mußt ihr Geschenk in weniger als vier Monaten erhalten haben. Deine Antwort ist ebenfalls sehr bald angekommen. Die gute Ribeira will nichts davon Wort haben, aber sie würde nicht so verächtlich davon sprechen, wenn es nicht von ihr herkäme. „Ei, das ist auch was rechtes, sagte sie, um so viel Aufhebens davon zu machen. Und wenn der Geber eine solche Kleinigkeit nicht braucht, so ist es wohl ein mächtiges Verdienst, eine so armselige Spende zu machen.“ Die herrliche Frau, ich umarmte sie von ganzem Herzen.

Der Handel zu Batavia geht gut. Ich bin Kompagnon mit Herrn de l'Astre. Aber mit Eleonorens Gesundheit steht es sehr bedenklich. Das gute Kind leidet an einem innerlichen Kummer. Ich weis keine Ursache davon, als die grausame Gewisheit, die sie von ihrem Vater erfahren hat, daß ich nie Honoreens Gemahl werden soll. Niemals hat wohl eine Schwester so innigen Antheil an dem Schicksale der andern genommen. Beinahe möchte ich vermuthen, daß sie ihrer selbst wegen betrübt sei, man möchte mich aber für einen Thoren halten. Sie sieht mich oft mit einem Blicke an, den ich beinahe verliebt nennen möchte, und gleich darauf sehe ich ihre Augen in Thränen. Es ist eine außerordentliche Simpathie zwischen beiden Schwestern und eine außerordentliche Aehnlichkeit. Alle Augenblicke betrügt es mich, und die schöne Eleonore interessirt mich jetzt eben so sehr, als die schöne Honoree. O ihr englischen Mädchen, warum muß ich nun beiden so viele Unruhe machen. Sähe der Vater die Würkungen seiner

Stren-

Strenge, gewis er änderte seinen Entschluß. Aber wie soll er es anfangen, um beide zu beruhigen. Er könnte mich doch nur der einen geben, und so müßte die andre beständig in düstrer Melancholie seufzen, und wohl gar darinnen sterben, wenn würklich beide ihre Neigungen auf den nämlichen Gegenstand gerichtet haben.

Seit ein Paar Tagen ist der strenge Herr de l'Astre abwesend. Ein gewisses Geschäfte hat ihn nach Goa gerufen. Mich wollte er nicht dorthin schicken, weil er die Rache der Mönche fürchtete; denn es ist alles herausgekommen, ich weis nicht wie, und die Pfaffen sind entsetzlich ausgelacht worden.

Noch weis ich immer nicht, wo die schöne Honoree ist, doch weis ich, daß sie noch lebt, weil sie an mich schreibt. Ihre Schwester hat mir einen Brief von ihr zugestellt. Dieser Brief zerreißt freilich mein Innerstes; aber ein Zug von

Großmuth mildert seine Strenge. Sie hat das erfahren, was ich mit der größten Wahrscheinlichkeit der Madam Ribeira zuschreibe. Sie bedauert sehr, daß man ihr zuvorgekommen ist; aber ihre Schuld ist es nicht. Bisher hat sie noch über nichts disponiren können. Endlich ist sie so glücklich, und die erste Summe ist zu einer ähnlichen großmüthigen Handlung bestimmt, als die, wovon sie gehört hat. Ich schicke Dir die Abschrift ihres Briefes. Du sollst auch der Vertheiler ihrer Wohlthaten sein.

Honoree an Eugen.

Wie ich höre, mein theurer Freund! so würdigen Sie noch immer eine Unglückliche ihrer Liebe, der Sie das Leben retteten, und die bisher an allen Ihren widrigen Schicksalen Schuld war. O! hören sie auf, eine so unglückliche Leidenschaft zu nähren. Ihre Geliebte selbst muß ihr entsagen, denn das heiligste Ansehen, das sie unter dem Himmel anerkennt, untersagt ihr dieses Glück. O bester Freund! wie würden wir so glücklich miteinander gewesen sein! Grausamer Vater! .... Doch wir wollen ihn nicht anklagen. Er scheint über unsern Schmerz zu seufzen. Man versichert mich, er liebe Sie mit wahrer väterlicher Zärtlichkeit. Auch mich liebt er zärtlich. Wenn er uns nun doch beide unglücklich macht, so muß eine unüberwindliche Nothwendigkeit ihm ein so hartes Gesetz vorschreiben. Es giebt noch jemand, mein Freund! dem Sie Ihr Herz und Ihre Hand weit mehr schuldig sind, als mir. Eine geheiligte Pflicht schreibt Ihnen ein Gesetz vor,

das Sie befolgen müssen. Es lebt ein Pfand Ihrer Liebe, für welches Sie sorgen müssen; mir aber sind Sie nichts schuldig. Sie müssen selbst fühlen, wie sehr mein Herz blutet, indem ich Ihnen entsage. Aber weil das väterliche Ansehen mir es gebietet, so muß ich die unläugbaren Ansprüche einer würdigern Nebenbuhlerin auf Ihre Hand anerkennen. Die gute Blandule! verdient sie wohl einer Person aufgeopfert zu werden, die gar keine Ansprüche hat, indessen jene schon durch die Bande der Natur an Sie geknüpft ist. Werfen Sie ihr den Stand nicht vor, in welchem sie eine Zeitlang zu leben schien. Sie war stark genug sich unberührt zu erhalten. Dies war der höchste Grad der Tugend. Würde ich wohl in gleicher Laage eben so tugendhaft gewesen sein? Nur gegen Sie war sie schwach. Und dafür wollten Sie sie strafen, Grausamer? Nein, eben dieses giebt noch ein stärker Recht auf Ihre Liebe.

Sie werden vielleicht sagen, ich liebe Sie nicht, weil ich die Rechte meiner Nebenbuhlerin geltend

geltend zu machen suche. Ach, lieber Eugen! wir waren beide in ein Grab verschlossen; das ist noch mehr, als wenn wir beide unter einem Herzen gelegen hätten. Wir hatten damals unser volles Bewußtsein, und solche Eindrücke verlieren sich nie. Sie werden sehen, ob ich Sie liebe. Die Größe meines Schmerzes wird Ihnen das Uebermaas meiner Liebe beweisen.

Gott wird das Herz erfüllen, welches jetzt ganz voll von Ihnen ist. Ich beneide das Loos meiner Freundin der Mutter Sanct-Amand. Die gute liebe Frau! Seit wir einander kennen, hat sie, glaub ich, kein anderes Leiden, als das meinige gehabt. Wenn wir zusammen in einem Zufluchtsorte werden vereint sein, denn wird aller Kummer aufhören. Ich werde ihr denn keinen mehr erregen können.

Erlauben Sie mir, liebster Freund! daß ich mich an Sie und noch an eine andre Person anschließe

schließe, die um so großmüthiger ist, da sie sich zu verbergen weis, um der Tugend auch einen kleinen Tribut darzubringen. Ich bin zwar die lezte, aber ich konnte es nicht besser machen. Hier haben Sie die erste Summe, über die ich gebieten kann. Ueberschicken Sie solche an Ihren Freund Ludwig l'Ange, um sie eben so, wie die bereits erhaltenen zu vertheilen. Ich verheimliche Ihnen die Erfüllung dieser Pflicht nicht. Warum sollte ich Sie nicht gern zum Zeugen einer von mir erfüllten Pflicht haben wollen. Leben Sie wohl, lieber Eugen! meine Thränen fließen auf das Papier und entziehen es meinen Augen.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Batavia, Jul. 1772.

Eleonore ist krank.

Du siehst, Freund, daß Honoree großmüthig ist. Du wirst das Edle in ihrer Handlung fühlen. Dir werden die Betrachtungen nicht entgehen, die sie mir in Rücksicht auf Blandulen beizubringen sucht. Lies hier den Brief, den sie an eine so liebe Nebenbuhlerin geschrieben hat, um sie zu überzeugen, wie sehr sie sie liebet, achtet, und ihr Gerechtigkeit wiederfahren läßt. Sie ist unglücklich, dieses himmlische Geschöpf, unglücklich durch mich. Aber warum entzieht sie sich meinen Wünschen? Ihre Schwester Eleonore ist ebenfalls sehr unglücklich. Ihre Gesundheit scheint sehr angegriffen zu sein. Die Rosen des Frühlings, die ehedem ihre jugendlichen Wangen bedeckten, haben den bloßen einfärbigten Lilien Platz gemacht. Die Liebe, welche die ganze Stadt für

sie

sie hat, scheint sich zu verdoppeln. Man fürchtet diese nun halbentfaltete Knospe durch den Hauch des Todes abgemäht zu sehen, und alle Herzen wallen bei dem Anblicke ihres sanften Dahinschmachtens empor.

Wir haben dem Herrn de l'Astre von der Gefahr Nachricht gegeben, in welcher sich seine Tochter befindet. Seine Antwort war ein Beweis von der Zärtlichkeit, die sein Herz würklich erfüllt. Er meinte, die französische Luft würde ihr wohlthun, weil sie in Frankreich gebohren ist. Er erlaubt ihr abzureisen, ohne seine Zurückkunft zu erwarten, wenn es die Aerzte für gut befänden. Eleonorens Abreise während seiner Abwesenheit, schreibt er, würde ihm die Trennung weniger schmerzhaft machen. Das liebe Mädchen scheint mit diesem Vorschlag sehr zufrieden zu sein, und ich wünsche nichts mehr, als daß ich den Auftrag erhalten möchte, sie zu begleiten.

Die gute Ribeira ist mehr tod als lebendig, da sie ihre Freundin in solcher Gefahr sieht. Sie ist ein herrliches Weib. Unaufhörlich sagt sie mir: „Freund, sie müssen dieses englische Mädchen heirathen." Ich bin hier ordentlich dazu bestimmt, alle Welt trösten zu müssen. Lutine die Maitresse des Großinquisitors, sucht mich dafür wieder zu trösten. Sie ist liebenswürdig und poßirlich; aber ich habe keine große Lust zum Lachen.

Ich gewinne vieles Geld. Ich bin schon reich, wenigstens für einen Philosophen. Laß mir immer diesen Namen, den man mir nun einmal beigelegt hat, sei es nun im Ernst, oder im Scherz. Ich bin mitten unter Leuten, die ihre Tonnen Gold in Kellern vergraben haben, und ich habe niemals so schreckliche Langeweile gehabt, als jetzt.

Herr de l'Astre verspricht alles anzuwenden, um bald wieder bei uns zu sein, und ich muß eine Reise nach Bengalen, nach Malabar und nach der Küste von Koromandel machen. Unsere Handlungsangelegenheiten rufen mich dorthin. Du siehst wohl, daß ich noch nicht auf der Rückreise nach Frankreich bin.

Indessen studire ich, in den mancherlei Gegenden, die ich durchreise, die Natur. Ich habe bereits Europa, Afrika und Asien, mit einem Worte, die ganze alte Welt gesehen. Besonders gefällt mir Asien. Dies ist vielleicht der schönste Welttheil. Die Natur ist hier zugleich lächelnd und majestätisch. Man findet eine Fruchtbarkeit, die deutlich beweiset, daß die Einwohner hier ihre Lieblinge sind. Afrika ist sehr heis und ausgedrocknet. Doch habe ich mitten unter dem Sande auch fruchtbare Gegenden gefunden. Aber Asien ist

fast

faſt überall das, was Afrika nur an einigen Orten iſt. Unſer Europa iſt ſo klein, daß es, ohne den Geiſt ſeiner Bewohner von gar keiner Bedeutung ſein würde. In einigen Gegenden hat es ohne Zweifel ein angenehmes Clima, aber ſeine äußerſten Grenzen nach Norden zu ſind mit Eis überzogen, und die Natur ſcheint dort zu verſchieden. . . . . Aber wozu hier eine Erdbeſchreibung. Eleonore leidet und iſt am Rande des Grabes. Nur dieſes ſollte mich beſchäftigen.

Fortsetzung.

Batavia Jul.

Melancholie.

Ja, lieber Freund! Eleonore will durchaus sterben. Sie unterhält sich von nichts, als vom Grabe, und spatziert nirgends als auf Gottesäckern. Sie liest mit ausnehmender Rührung und mit ganz besonderm Vergnügen Youngs Nachtgedanken. Dieser finstre Dichter, hat die Finsterniß in Eleonorens ohnehin zur Melancholie geneigten Seele verdoppelt.

Die düstre Elegie im trauernden Talare
Seufzt mit gestreutem Haar auf einer Todenbaare.

Diese beiden Verse vom Boileau wiederholt Eleonore oft, und macht selbst Elegien voll

ächter Poesie, rührend und traurig. Oft soll ich mit Elegien dichten; aber ich entschuldige mich mit den Versen Gressets:

Dich unterhalten
Vom Grabeshügel,
Dies hieße breiten
Der Nächte Flügel
Aufs heitre Angesicht der lächelnden Aurore,
Cypressen winden
Der jungen Flore.

Oft wenn sie in den Spiegel sieht, sagt sie die Verse aus dem noch ungedruckten Gedichte aus der neuen Welt von Herrn le Suire:

Die Wange, deren Reiz kaum halb entfaltet strahlte,
Auf der sich unschuldsvoll die junge Rose mahlte,

Färbt jezt ein Violett; der Augen feurig Paar
So sanft, so zärtlich sonst, ist matt, gebrochen, starr. —

Noch öfter wiederholt sie aber diese zwei Verse, aus dem nämlichen Gedichte:

Dem, der gerecht und fromm und gut hienieden lebt,
Ist Schlummer nur der Tod vom frohen Traum umschwebt.

Sie sehnt sich nach diesem Traum und fühlt eine Art von Wonne darinnen, sich davon zu unterhalten. Sie hat einen kleinen Cypressengarten angelegt. Sie hat darinnen Ruinen und Gräber bauen und die Büsten verschiedner Liebender daselbst aufstellen lassen, die ihre durch Schmerz getrübten Tage dem Tode aufgeopfert haben. Sie hat

hat eben mit vieler Theilnahme sich die Geschichte zweier Liebenden zu Lion erzehlen lassen, die sich einander in einer Kapelle in Dominos gekleidet, mit Bändern geschmückt, in dem prächtigsten Aufzuge mit herrlich ausgezierten Pistolen erschossen. Sie wirft es Heloisen vor, daß sie mit Abelard nicht einen eben so schönen Tod gewählt. Aus ihrem Zimmer hat sie sich ein Grab oder wenigstens ein Todenzimmer machen lassen. Alles ist darinnen schwarz behangen, mit Silber besetzt, und mit Guirlanden, Blumen und andern Zierrathen von dem nämlichen Metall geschmückt. Das Tageslicht fällt gar nicht hinein. Blos aus Wachslichtern bestehet die Erleuchtung. Eine einzige Lampe erleuchtet das Schlafgemach. Die schöne Einsiedlerin hat sich ein ganz weisses Skelet bringen lassen, welches die Vorhänge ihres Alkovs empor hebt und eine tödliche Sense hält. In dem Alkoven steht statt eines Bettes ein Sarg, in welchem sie Tag und Nacht liegt.

Kurz, alles athmet bei ihr Melancholie und Tod. Zugleich herrscht aber dabei ein so eigner Geschmack, daß diese traurigen Gegenstände ein gewisses Entzücken darbieten, eine wollüstige Thräne entlocken und den Tod wünschen lassen. Und auf diese Art wird jener schreckliche Uebergang Annehmlichkeit und Reiz für diese empfindsame Seele haben.

Ende des dritten Hefts.

Der
glücklich gewordene
W e i s e.

Sechster Theil.

Vierter Heft.

Eugen, an Ludwig l'Angen.

Auf der See, im August 1773.

Die Reise oder der Bramine.

Mit innigster Rührung, bester Freund, habe ich von Herrn de l'Astre, der nunmehro zurück ist, von Madam Ribeira, und vorzüglich von Mamsell Eleonoren, Abschied genommen. Eleonore zerfloß in Thränen, und mir entströmten die meinigen. Ich konnte mich gar nicht von dem theuern Mädchen losmachen. Ich glaubte

glaubte immer Honoreen an meinen Busen zu drücken. Mir war es, als sollte ich die reitzende Eleonore nicht wieder sehen. Endlich schiffte ich mich ein, und nach einer sehr angenehmen Ueberfarth kam ich glücklich nach Indien. Ich gieng sogleich nach Benares, der heiligen Stadt, und gewissermaaßen dem Rom der Indianer. Hier machte ich mich mit einem Braminen bekannt, und wir unterhielten uns, mit Hülfe eines gewissen Kauterwelsch, das hier sehr gewöhnlich ist, und das ich ein wenig verstehe. Ich schien dem Braminen zu gefallen. Er ließ mir's merken, und mir seine Achtung zu bezeugen, erbot er sich, mir eine beträchtliche Summe Geldes zu verdienen zu geben, wenn ich mich durch eine kleine Aufopferung nach den Grundsätzen seiner Religion nützlich machen wollte. Ich bat ihn, sich näher zu erklären. „Nun gut, sagte er, sie wissen die Liebe, die wir für die Thiere haben, weil die Seelen von Körper zu Körper wandern, und folglich leicht aus einem Menschenkörper in den Körper eines Thieres übergehen können. Wir

haben

haben daher zur Bequemlichkeit und zu Gunsten aller derjenigen Thiere, die mit dem Menschen am vertrautesten sind, Hospitäler errichtet. Ich suche jetzt eben einen Menschen, der die Gefälligkeit hätte, sich auf eine Nacht herzugeben, um in dem Hospital der . . . ." Ich schmäme mich, dieses Insekt zu nennen, dieses Ungeziefer von Benares; aber ich werde doch keine poetische Umschreibung machen, um zu sagen, daß mich dieser ehrliche Priester für das Hospital der Flöhe anwerben wollte. Es kam nur darauf an, in ein schönes Bett gelegt zu werden, wo dann ganze Völkerschaften von diesem Insekt ihre Abendtafel auf mir halten sollten. Man bot mir eine Roupie für diesen Dienst. Ich nahm alle Kräfte zusammen, um mich nicht zu übergeben, und dankte dem Braminen recht herzlich für seine Gütigkeit. Er rühmte mir die Menschenliebe und Philosophie der Indous, und lies mich bemerken, wie vernünftig und wolhthätig alle ihre Einrichtungen wären.

Indem

Indem er so seiner Menschenliebe eine Lobrede hielt, hatte ein armer Mensch das Unglück, im Vorbeigehen, an ihn zu stoßen. Gleich gieng er in der erschrecklichsten Wuth auf ihn los. „Du scheußlichster aller Hunde, schrie er, wart, du sollst deine verruchte That büßen, daß du mich mit deinem Anblick und deinem schändlichen Anrühren besudelt hast." In dem Augenblick ergriff er eine Keule, und ohngeachtet aller Bitten des Unglücklichen, der hingestreckt vor seinen Füßen ihn um Verzeihung bat, erschlug er ihn ohne Barmherzigkeit. „O, mein Freund, sagte er hierauf zu mir, ich bin sehr verunreinigt, und werde lange Zeit brauchen, um mich von diesem Flecken wieder zu reinigen. Der verruchte Hund hätte tausendmal den Tod verdient, für das Verbrechen, das er an mir begangen hat, und ich habe mich begnügt, ihm denselben nur einmal zu geben." Ich fand es sehr besonders, daß er so viele Güte gegen die Flöhe und so wenig gegen seines gleichen habe. „Was nennen sie meines gleichen, schrie er im heftigsten Zorn. Ein Bramine und ein solcher Hund sind weiter von einander entfernt, als

der

der Himmel von der Hölle. Es giebt sechs Menschenklassen. Ich gehöre in die erste, dieser schändliche Hund in die letzte. Schon die bloße Vorstellung von einem solchen Auswurf der Schöpfung angerührt worden zu sein, kann mich auf mein ganzes Leben verunreinigen. Es darf sich keiner derselben den Dienern des Brama nähern, sie verunreinigen uns schon mit ihrem Anblick. Diese scheußlichen Geschöpfe wohnen in Wäldern. Wenn sie Lebensmittel bedürfen, so schreien sie so lange, bis wir sie hören. Wir tragen ihnen denn Nahrungsmittel zu, werfen sie aber weit von ihnen auf die Erde hin, und begeben uns eilfertig zurück, um durch ihr Anrühren nicht verunreinigt zu werden. Wenn wir uns wieder entfernt haben, dann wagen sie sich hervor, und fallen über das her, was ihnen unsre Gütigkeit gebracht hat.

Ich gestand dem Braminen aufrichtig, daß ich dieser Herabwürdigung der menschlichen Natur meinen Beifall nicht geben könnte; daß durch die verschiedenen Klassen die Unterdrückten außer-

ordentlich

ordentlich erniedrigt würden, ohne deswegen die Unterdrücker zu erheben, weil diese letztern, da sie ihre Erhabenheit blos ihrer Geburt zu danken hätten, sich weiter nicht bemüheten, wahre Verdienste zu erlangen; daß alle Einrichtungen dahin abzwecken sollten, das wahre Verdienst zu belohnen, und denjenigen blos Vorzüge zu geben, die durch ihre Eigenschaften derselben am würdigsten sind; daß wir in Europa nur zwei verschiedene Klassen hätten, und daß darunter schon eine zu viel sei, denn da der Hauptzweck jeder Regierung dahin gehen soll, aus allen Menschen Brüder zu machen, so dürfte man zwischen ihnen keine Scheitwände aufführen. Es gelang mir, diesen unwürdigen Braminen zu besänftigen. Er lächelte mich sehr huldreich an, und zum Beweis seiner Achtung schenkte er mir beim Weggehen einen Nagel, den er aus einem seiner Hinterbacken zog, und den ich ihm gern in den andern gestochen hätte. Dieser entsetzliche Mensch verband mit den Eigenschaften eines Braminen die Härte eines Bonzen.

Fort-

Fortsetzung.

Der angeführte Oberpriester.

Es versteht sich, daß ich Wittwen sich auf den Leichnamen ihrer Männer verbrennen lassen sah. Ich seufzte oft über diesen grausamen Gebrauch; aber eins dieser Schlachtopfer, das ich unterrichtet hatte, brachte mich mitten unter diesen Schrecken zum Lachen. Ich hatte alle Mühe angewendet, sie von einem so grausamen Tod abzuhalten, und ich zitterte dafür, daß meine Mühe vergebens sein würde. Ich wünschte dem Bösewicht von Oberpriester alles Böse auf den Hals. Denn dieser hatte sie zu dem Entschluß beredet, weil er etwas dabei erbeutete. Sie sah ihn lächelnd und ironisch an. Sie mußte sich durch eine kleine Thüre, die oben angebracht war, in den Scheiterhaufen stürzen. Der Scheiterhaufen war in einem Graben errichtet. Ein Vorhang verdeckte die Thür, und verbarg dem

armen Schlachtopfer die Flamme. Sie bat den Oberpriester, er möchte doch selbst bis auf den letzten Augenblick mit ihr beten, und ihr den Vorhang zurückziehen. Gegen eine beträchtliche Summe versprach ers. Als sie dicht an den brennenden Graben gekommen war, bat sie ihn, den Vorhang zurückzuziehen. Er that es. Sie beschwur ihn hierauf, doch in den Graben hinunter zu sehen, ob der Scheiterhaufen auch ganz entzündet sei. Er bog sich hinab. Im Augenblick stieß die boshafte Wittwe den Oberpriester in den Graben. Er stürzte hinunter in die Flammen, und die ganze Versammlung wurde so gerührt, daß sie überlaut lachte. Man hörte eine Zeitlang das Heulen des Brennenden. Du bildest dir wohl ein, die junge Wittwe würde sich gleich nach dem Oberpriester in die Flammen stürzen. O nein, erst wollte sie eine Rede halten. „Ihr Diener des Brama, sagte sie, hört meine Offenbarung. Noch in der letzten Nacht war ich fest entschlossen, zu sterben, zu Folge eines geheiligten Gebrauchs. Da erschien mir der Schatten

meines

meines verstorbenen Gemals. Wittwe des Rakirou, sagte er; ich verbiete dir, mir in das Grab zu folgen. Du hast Kinder, die du erziehen mußt; und was nützte dein Tod einem Volke, das ich durch meine Erpressungen ausgesogen habe? Es muß aber jemand anders an deine Stelle treten, und zwar ein geheiligteres Opfer als du bist, dessen Tod meine Sünden abbüßen, und den Himmel versöhnen wird. Der Oberpriester selbst wird deine Stelle vertreten. Er wird es nicht abschlagen, wenn er erfährt, daß Brama selbst ihm diesen Befehl ertheilt. Ich nahm mir würklich die Freiheit, diese Erscheinung dem Oberpriester zu erzehlen. Er war sogleich bereit zu sterben. Er sagte, du mußt leben, ich muß sterben, und wir wurden eins, daß ich ihm in das Feuer stürzen sollte, wie ihr gesehen habt." Alles klatschte der schönen Wittwe Beifall zu. Man wünschte ihr Glück, daß sie gewußt hatte, ihr Leben zu erhalten; und während daß der Oberpriester in den Flammen heulte, applaudirte man ihm laut wegen der Aufopferung die man für freiwillig hielt.

Ich habe mit vielen würklich weisen Männern des Landes gesprochen, die mir den Shasta und Ezour-Vedam erklärten. Sie zeigten mir eine ganze Reihe von Sonnenfinsternissen, die sie auf einem Zeitraum von mehr als viertausend Jahren berechnet hatten. Sie zeigten mir, daß die alten Bramanen, das wahre Weltsystem gekannt haben, das Copernicus wieder erneuert hat; aber es war viel Fabelhaftes in das wenige Wahre gemischt, das diese Braminen mir erzehlten.

Fortsetzung.

China und Japan.

Ich habe einen Abstecher nach Pondicheri gemacht. Himmel! wie hat sich dieses verändert. Alte Leute erzehlten mir von der Schönheit der alten Stadt, welche die Engeländer so schändlich zugerichtet haben. Ich besuchte sie in Madras. Lieber Gott, um in England Wein zu trinken, den sie noch dazu theuer genug bezahlen, entziehen sie den armen Asiaten das Brod. Diese Unglücklichen sterben Millionenweis. Lord Clive hat in diesen unglücklichen Gegenden sehr gehaußt. Jetzt scheint er darüber Gewissensbisse zu empfinden; aber die machen nun die Sache nicht anders.

Ich bin durch China gereist, wo die allzugroße Fruchtbarkeit der Weiber schädlich zu werden beginnt. Die Zahl der Einwohner ist für den Boden zu groß, denn dieser kann jene nicht hin-

länglich ernähren, ob er gleich äusserst angebauet ist. Ich sah Kinder aussetzen, ohne daß die Regierung die Aeltern deswegen zur Rede gesetzt hätte. Ich erinnerte mich dabei, daß bei uns in Frankreich ein armes Mädgen, wenn sie ihre Entehrung nicht bei der Obrigkeit angezeigt hat, sobald sie schwanger wird, und das Kind stirbt, gehängt wird, wenn sie nicht beweisen kann, daß das Kind eines natürlichen Todes gestorben ist. Das grausame Gesetz hält sie für die Mörderin ihres Kindes.

Elende Jurisprudenz, wo die Angeschuldigte ihre Unschuld beweisen muß, da man sie doch aller Mittel dazu beraubt, und sie für schuldig hält, wenn sie ihre Unschuld nicht darthun kann. Sollte nicht vielmehr nach der Gerechtigkeit ein Angeschuldigter so lange für unschuldig gehalten werden, bis man ihm sein Verbrechen erwiesen hätte?

Ich wollte nicht gerne etwas dazu beitragen, China, das seine Eingebohrnen nur mühsam nährt, auszuhungern, und gieng nach Japan.

Hier

Hier sah ich sehr deutlich, wie sehr die schrecklichsten Todesstrafen dazu beitragen, die Menschen noch wilder zu machen. Und wie sollten sie nicht grausam werden, wenn die Priester des Friedens, angethan mit dem Rocke der Gerechtigkeit, ihre Nebenmenschen wegen Verbrechen, die sie nur noch muthmaaßen, nicht gewiß wissen, mit Martern belegen, die der ärgste Bösewicht kaum hätte erdenken können. Müssen denn solche grausame und schreckvolle Mittel angewendet werden, um die Menschen vom Verbrechen abzuhalten. Was für eine schreckliche Idee geben dergleichen Gesetze von einer Nation, die mit Feuer und Schwerd regieret wird? Mit Seufzen habe ich meine Augen von diesem unglücklichen Lande weggewendet, wo ich die Menschen um der geringsten Ursache willen, viertheilen sah. Wie kann man zu leben verlangen, wenn einem das Leben so abscheulich gemacht wird.

Fortsetzung.

Batavia, September 1772.

Rückkunft.

Uebel zufrieden mit dieser Reise, wo ich jedoch gute Geschäfte gemacht und vieles Geld gewonnen hatte, eilte ich nach Batavia zurück. Bei meiner Ankunft beim Herrn de l'Astre fand ich Wache vor der Thüre. Ich wurde auf eine Art empfangen, die man eiskalt nennen konnte. Das ganze Haus schien in Verwirrung zu sein. Ich fragte nach dem Herrn von Hause; ich erhielt keine Antwort. Ich wollte hinein gehen; die Wache vertrat mir den Weg. Indessen gab ein Bedienter ein Zeichen, und der Eingang ward frei. Ich gieng hinein. Ich fand überall Wachen. „Ist Herr de l'Astre tod? fragte ich, will Mamsel Eleonore sterben? Keine Antwort. Ich wollte auf Eleonorens Zimmer; wieder eine

Wache.

Wache. Ich bedurfte wieder des Schutzes eines Bedienten, um eingelassen zu werden. Alles war noch, wie vor meiner Abreise, bei dieser schönen Schwermüthigen schwarz behangen; aber die Trauer war noch viel tiefer. Das Trauergerüste, von welchem ich Dir schon gesagt habe, war auf eine noch auffallendere Art erleuchtet als zuvor. An der Thiere dieses Trauerzimmers stand wieder eine Wache, die mich durchaus nicht hineinlassen wollte. Beim Scheine der Wachslichter erblickte ich Eleonoren, die wie eine Prinzessin, der man vor ihrer Beerdigung noch huldigt, auf einem Paradebette lag. Es fiel mir aber gar nicht ein, daß sie tod sei. Ich betrachtete dieses Paratebette ganz flüchtig. Es war, wie ein Mausoleum mit Sinnbildern geziert. Die Religion weinte, der Engel des Todes schwang seine Sense, die Jugend schien entfliehen zu wollen, indem sie den Blumenkranz zur Erde warf.

Voll Verzweiflung lief ich zu Madam Ribeira. Ich fand sie im Bette, eingehüllt in

Finsterniß, so daß ich sie kaum erkennen konnte. Ich warf mich in ihre Arme. „O! rief ich, meine beste Ribeira, was giebt es denn?“ Sie hielt mich eine geraume Zeit stillschweigend in ihren Armen, und Thränen flossen aus ihren Augen. „Ich begreife nichts von allen, sagte sie endlich.“ — „Und wo ist der Vater, versetzte ich?“ — „Im Gefängniß, war ihre Antwort.“ — „Was im Gefängniß, ists denn wegen eines Verbrechens, oder Schulden wegen, oder hat er sonst was begangen? Was bedeuten denn alle die Wachen?“ — „Das weis ich eben so wenig, antwortete meine Freundin.“ Jetzt fiel mir mein bißgen Vermögen ein, das also auch mit verlohren war; aber gleich machte ich mir Vorwürfe, daß ich auf eine solche Kleinigkeit dachte, da mich doch eigentlich wichtigere Dinge beschäftigen sollten. „Ist denn etwan, rief ich, die schöne Eleonore nicht mehr?“ — „Darüber läßt man sich nicht heraus, erwiederte Ribeira, es darf niemand auf ihr Zimmer.“ — „Grausame Ungewißheit, ich eile nach dem Gefängniß.“ Jetzt

hörte

hörte ich das Seufzen eines Frauenzimmers, das hinter dem Vorhang verborgen sein mußte. „Es muß jemand hier versteckt sein, sagte ich zu Ribeira." — „Nein, nein, war ihre Antwort, geben sie nur zu Herrn de l'Astre." — „Also auch sie haben Geheimnisse vor ihrem Freund, erwiederte ich betrübt.

Sie ließ mich gehen, ohne mir zu antworten. Ich gieng nach dem Gefängniß. Ich fragte nach dem Herrn de l'Astre. Statt aller Antwort, wies man mir die Thüre. „Aber, fragte ich, ist er denn hier oder nicht?" die Antwort war, daß man mir darüber keine Rechenschaft zu geben habe. Wüthend lief ich zu Lutinen. Sie war auf dem Lande. Ich gieng zum Herrn Van-Clef. Er hatte Lutinen Gesellschaft geleistet. Es war schon spät, ich gieng nach der Wohnung der Madam Ribeira zurück. Alles war verschlossen. Der Thürsteher rufte mir durchs Schlüsselloch zu, es sei schon alles zu Bette und er könne mir nicht aufmachen. Ich eilte nach

dem

dem Hause des Herrn de l'Astre. Auch hier war alles verschlossen und niemand würdigte mich einer Antwort. Abgemattet von Kummer und Strapazen, mußte ich meine Zuflucht zu einem Gasthof nehmen, wo ein sehr schlechtes Abendessen und ein noch schlechteres Bett ganz vortreflich zu meiner übrigen angenehmen Laage paßten.

Fortsetzung.

Verhaftnehmung.

Mit Anbruch des Tages nahm ich meinen Weg nach Lutinens Landhaus. Das drolligte Mädchen empfieng mich mit offnen Armen. Bei ihr fand ich wenigstens Munterkeit, sie behagte mir aber weit weniger, als Schwermuth, weil sie zu sehr mit meiner Laage contrastirte. Ich traf auch den Herrn Van-Clef

an.

an. Er bemühte sich zu lachen, aber man sah es ihm an, daß ihn ein Kummer nagte. Ich fragte nach Herrn de l'Asire. „Ach der arme Teufel, sagte Lutine, noch immer lachend, er soll ja gar arretirt sein.“ — „das ist leider mehr als zu wahr, antwortete Herr Van-Clef seufzend.“ — „und warum, fragte ich.“ — „Man sagt ja, fiel Lutine ein, wegen Staatsangelegenheiten“ — „das ist ein Geheimniß, versetzte Herr Van-Clef.“ — „Und seine Tochter Eleonore? fragte ich weiter.“ — „Ach, rief Lutine, das ist possirlich, sie soll auf einem Paradebette liegen, und sich wie eine Printzessin sehen lassen.“— „Ist sie denn tod oder lebendig? schrie ich“ — „Was weis ich, antwortete Lutine.“ — „Ich sah sie, entgegnete ich, beim Schimmer der Wachskerzen. Sie war unbeweglich, ich weis aber nicht, schlief sie, oder ist sie würklich tod.“

In dem Augenblick trat ein Gefreiter herein, der dem Herrn Van-Clef verkündigte, daß er ihn auf Befehl der Regierung in Verhaft nehme.

nehme. Herr Van-Clef schien nicht überrascht zu sein. Aber Lutine war außer sich. „Ei, das ist allerliebst, sagte sie. Es ist doch sehr unanständig, mein Haus zu einer solchen Verrichtung zu wählen.“ Jetzt lachte sie nicht mehr, sie weinte sogar, und umarmte den Herrn Van-Clef sehr zärtlich. Der Gefreite sah mich sehr bedeutend an, als ob es auch auf mich gemünzet wäre. Meine Unschuld gab mir aber Muth ein. Ich bezeugte dem Herrn Van-Clef, wie vielen Antheil ich an seinen Leiden nehme, und er reißte ab. Ich blieb bei Lutinen allein. Sie umarmte mich zärtlich. „Was soll das aber alles heissen, sagte sie, wird man sie nicht auch arretiren? Es werden doch nicht alle meine guten Freunde bei mir aufgehoben werden. Das macht mich betrübt. Sie müssen bei mir bleiben und mich trösten.

Ich versicherte dem lieben Mädchen, daß ich selbst zu unruhig und trostlos wäre, als daß ich jemand trösten könnte. Indessen mußte ich doch zu Mittag bei ihr essen. Sie weinte zuweilen,

aber

aber im Ganzen fand ich sie doch ausnehmend munter.

Nachmittags kehrte ich nach der Stadt zurück. Ich lief in Eleonorens Haus, und fand da eine Menge Menschen. Alles lief zu, um sie auf ihrem Paradebette zu sehen. Ich fragte, ob sie tod oder lebendig sei. Man antwortete mir, man wisse es nicht, sie scheine zu schlafen. Ich stieg die Treppen hinauf, wie andre. Wegen der Wache und des grossen Haufens konnte ich mich nicht nähern. Endlich erblickte ich doch, zwischen den Köpfen und Schultern der Gaffer hindurch, Eleonoren. Sie schien zu schlafen, wie den vorigen Tag, aber wer immer schläft, schläft einen ewigen Schlaf. Ein Bedienter sagte mir ins Ohr: „Sehen sie sich vor, man will sie arretiren." Ich dankte ihm, und gieng zu Madam Ribeira. Sie war noch im Bette. „O, meine Freundin, rief ich, ich bin untröstlich. Ich kann nichts von dem entdecken, was ich suche, und noch dazu sagt man mir, man wolle mich arretiren." — „Das kann leicht

leicht sein, antwortete sie, ich habe auch davon gehört, und ich bin darüber noch untröstlicher, als sie. Was helfen mir nun die unseligen Reichthümer, die ich besitze, da man mit ihnen eben so unglücklich ist, als ohne sie.

Fortsetzung.

Entkommung.

Ich mußte bei ihr den Tröster machen. Es war schon spåte, und doch sagte sie nichts vom Abendessen. Das wunderte mich. Ich sah mich genöthigt, mir ein Abendessen auszubitten. Sie schien darüber verlegen. Ich hörte eine Person wegschleichen, die hinter dem Vorhang verborgen war. „Sie haben Spione um sich, sagte ich." — „Und sie vermuthlich Ohrenbrausen, sagte sie." Man deckte einen kleinen Tisch vor dem

Bette

Bette der Kranken. Ich aß, und plauderte dabei mit ihr. Eine Zeitlang kam sie mir sehr verlegen und geheimnißvoll vor, endlich wurde sie offenherziger und die Unterhaltung lebhafter. Auf einmal hörten wir ein starkes Geräusch. Es trat ein Gefreiter herein, und sagte mir, er arretire mich auf Befehl der Regierung. Ich versah mir so etwas. „Aber, mein Herr, sagte ich, ich bin hier fremd, welches Recht haben die Herren Holländer über mich, mich zu arretiren?" Er glaubte, ich würde mich widersetzen. Er ergriff mich nachdrücklich beim Kragen. Ich schlug ihn zu Boden. Madam Ribeira that einen lauten Schrei, und in dem Nebenzimmer hörte ich jemand fallen. Der Gefreite schrie: Hülfe! Ich entfloh auf den Boden, der mir sehr gut bekannt war, und rettete mich durch ein Dachfenster. Ehe noch die Mannschaft des Gefreiten in der Finsterniß herbeilief, war ich schon über alle Berge.

Ich kletterte von Dach zu Dach, und war hundertmal in Gefahr, den Hals in Finstern zu bre-

brechen. Ich wünschte gar sehr, einen Zufluchts-
ort zu finden. Endlich bemerkte ich an einem
Kappnloch ein Mädchen oder eine Frau, die auf
jemand zu warten schien. Sie wurde mich ge-
wahr, und rief mir zu: „Ha! kommst du endlich,
nur Muth gefaßt, nimm dich in Acht, daß du
nicht fällst.“ Sie machte mir Platz. Ich stieg
zum Kapploche hinein auf den Boden. Sie fiel
mir um den Hals. „Sei willkommen, mein Be-
ster, sagte sie, ich wurde schon um dich besorgt,
du bleibst ja sonst nicht so lange.“ Bei diesen
Worten umarmte sie mich recht herzlich, und ich
erwiederte ihre Umarmung auf gleiche Weise. Ich
fand das Mädchen sehr hübsch, ob sie gleich nur
ein Dienstmädchen zu sein schien. Auch sie be-
trachtete mich genau und war wie versteinert,
als sie sah, daß ich der nicht war, den sie erwar-
tet hatte. „Aber mein Herr, sagte sie, ich habe
nicht die Ehre, sie zu kennen.“ — „Meine schö-
ne Mamsell, antwortete ich, es ist wahr, ich ha-
be nicht die Ehre, ihnen bekannt zu sein, aber
um so verdienstlicher ist es, wenn sie mich ihnen
verbindlich machen. Ich gesteh es ihnen frei,

man verfolgt mich, um mich zu arretiren. Ich habe mich von Dach zu Dach geflüchtet. Ich sah ihr Fenster offen, und nahm meine Zuflucht zu ihnen. Haben sie denn nicht etwan einen Winkel, um mich diese Nacht über zu verbergen. Ich biete ihnen dafür alles, was ich bei mir habe. Hier reichte ich ihr würklich meine Börse. Das Mädchen schien sehr verlegen zu sein. „Aber, mein Herr, sagte sie, ich habe nichts weiter, als diese kleine Kammer. Ich wollte ihnen herzlich gern gefällig sein, aber seh'n sie selbst, wie soll ich das machen? Sie sah dabei immer sehr unruhig nach den Fenster zu. Ich merkte wohl, daß sie ihren Liebhaber erwartete, und daß sie dabei eben keines Zeugen bedurfte. Plötzlich erschien dieser Liebhaber. Er kam, wie ich, durchs Fenster, und sobald er mich erblickte, schrie er: „Was seh' ich? Elende, du bist mir untreu." Bei diesen Worten zog er seinen Pallasch, er war ein Grenadier, und gieng auf mich los. Ich parirte seine Hiebe mit einem Stuhl, denn ich war ohne Waffen. Doch warf ich ihn endlich zu Boden. Betäubt durch diesen Fall, konnte er das Sei-

tengewehr nicht mehr halten, das ich ihm aus der Hand wand. Ich drohete, ihn zum Fenster hinauszuwerfen, wenn er nicht gutwillig gieng, wo er hergekommen wäre. Er lies sich nicht lange bitten, und ich blieb Meister vom Mädchen und vom Schlachtfeld. Ich machte den Fensterladen zu. Mein Rival hatte nicht willens, sich weit zu entfernen, aber es fiel auf einmal ein solcher Regen, und entstand ein so heftiger Sturm, daß sein Posten schlechterdings nicht haltbar war. Er zog sich daher zurück, und befreite uns von seiner Person.

Ich tröstete und beruhigte zugleich das junge Mädchen, das würklich sehr schön war. Es war Schade, daß so ein liebes Kind dienen sollte, zumal da in diesem allerliebsten Körper auch eine schöne Seele zu wohnen schien. Sie gestand mir, daß meine Gegenwart sie nicht darzu kommen lasse, die Abwesenheit ihres brutalen Liebhabers zu bedauern, aber sie befürchtete seine Rache. Es gelang mir, ihre Furcht zu verbannen. Wir

mußten

mußten die Nacht beisammen zubringen. In den Umständen, in denen ich war, hatte ich freilich auf kein solches Abentheuer gerechnet. Ob ich vernünftig blieb? Ich mußte es ja mit diesem lieben Kinde schön machen, um sie zu beruhigen und zu trösten. Genug, es verschwanden in meinen Armen alle ihre Besorgnisse.

Fortsetzung.

Flucht.

Mit Tages Anbruch ließ ich sie aufstehen. Ich führte sie zu Madam Ribeira, bei welcher ich eingelassen wurde, ob es gleich noch sehr früh war. Mir kam es vor, als läge eine Person, vermuthlich ihres Geschlechts, bei ihr, und entflöhe bei meinem Eintritt. Ich bat meine liebe Freundin, das liebe Mädchen zu sich zu nehmen, und erzehlte ihr dabei, wie viel ich ihr

zu danken habe. Mit einem sanften Lächeln willigte sie ein, und ich kann ohnmöglich alle die Freundschaft beschreiben, die sie mir selbst erzeigte. „Sie sind also gerettet, theurer Freund, sagte sie. Es geht so eben ein englisches Schiff ab.“ — „Ich mache sogleich Gebrauch davon, antwortete ich, aber nicht, um ganz abzureisen, sondern nur um dieses Gouvernement zu verlassen. Vom nächsten Orte aus schreibe ich, daß, wenn man mir ein sicher Geleit geben würde, ich erbötig sei, mich zu stellen, und meine Unschuld darzuthun.“

Ich umarmte meine liebe Ribeira, die in Thränen zerfloß; ich umarmte auch die kleine Kamergo, meine Retterin. Ich begab mich am Bord des englischen Schiffes, und alsobald wurden die Anker gelichtet. Noch an eben dem Tage setzten mich die Engeländer auf Portugiesischen Grund und Boden aus. Ich schrieb sogleich an den Gouverneur zu Batavia: ich wundere mich sehr, daß man mich in seinem Namen arretiren wollen, da ich mir doch meiner voll-

kom-

kommenen Unschuld bewußt sei; Ich würde auch dem Gefreiten gern gefolgt sein, wenn er mich nicht wie einen Uebelthäter behandelt hätte. Inzwischen sei ich selbst eifersüchtig darauf, meine unbefangene Redlichkeit zu beweisen, und wenn er mir ein sicheres Geleit geben wolle, wäre ich bereit, ungesäumt zurückzukommen, um meine Unschuld darzuthun. Ich erhielt den sichern Geleitsbrief bald, und in acht Tagen war ich wieder in Batavia.

Ich gieng gleich zur Madam Ribeira, die ich bei bester Gesundheit antraf, wenigstens war sie wieder auf den Beinen. Ich fragte sie, nach Eleonoren. „Lieber Freund, antwortete sie mir, über diese Sache ist ein undurchdringliches Geheimniß verbreitet. Ueberdies müssen sie bedenken, daß sie ein Mann sind, und müssen mit Standhaftigkeit die schreckliche Nachricht hören, daß ihre Freundin nicht mehr ist; denn am Ende wird es doch nicht anders.“ Diese Prophezeihung griff mein Innerstes an. Ich begab mich zum Gouverneur. Er empfieng mich sehr ernsthaft.

„Verzeihen sie mir, sagte er, die Beunruhigung die ich ihnen habe machen müssen. Wir sind genöthigt, sie über einige Gegenstände zu verhören, da sie mit Herrn de l'Astre in genauer Verbindung stehen." — „Ja, das ist andem, antwortete ich, und ich bin stolz darauf. Ich habe mit einem sehr ehrlichen Manne in Verbindung gestanden, und weiß gewiß, daß man ihm nichts nachtheiliges wird nachsagen können." — „Ich wünsche und hoffe es, versetzte der Gouverneur." — „Nun, so vernehmen sie mich, fuhr ich fort, so viel sie wollen, ich werde ganz offenherzig sein, denn ich brauche nichts zu verschweigen."

Fort-

Fortsetzung.

Verhör.

Noch denselben Tag verhörte man mich, nach aller Form Rechtens. Die Sache betraf gewisse Staatsangelegenheiten, welche das holländische Gouvernement angiengen, die aber gar keine Beziehung auf meine Geschichte haben. Ich übergehe daher diese unangenehme Sache mit Stillschweigen. Meine Unschuld war offenbar. Man hielt mich ganz und gar nicht für schuldig, nicht einmal für verdächtig. Die Unschuld des Herrn de l'Asire schien mir ebenfalls ganz klar zu sein. Aber die Herren dachten nicht ganz so, wie ich. Ich wurde mit ihm konfrontirt. Dies war es, was ich wünschte. Ich stürzte in seine Arme. „Bester Vater! rief ich, lebt Ihre Tochter oder ist sie tod?" — „Sie lebte noch, wie ich arretirt würde, antwortete er; aber seitdem weiß ich nicht, was vorgegangen ist. Dem sei

sei wie ihm wolle, bin ich so glücklich, daß sie noch lebt, so bitte ich Sie, liebster Freund, sie nach Frankreich zu begleiten. Vielleicht kann sie die osterländische Luft heilen. Ist sie aber tod, eine Möglichkeit, an die ich nicht ohne Zittern denken kann, so bitte ich sie ebenfalls ihren verblichenen Körper nach Frankreich zu bringen, um ihn bei ihren Voraltern begraben zu lassen. Mein Aufenthalt in diesem Lande ist geendigt. Ich befinde mich in der Gewalt einer billigdenkenden Regierung, und ich habe nichts zu befürchten, weil ich völlig unschuldig bin. Sobald ich meine Freiheit erhalte, verlasse ich ein Land, in welchem ich unglücklich war, und die Handlung, die mir in meinem Alter beschwerlich zu werden anfängt. Verkaufen Sie meine Besitzungen, Freund, vor diesem erhabenen Gerücht gebe ich Ihnen Vollmacht. Die zweihunderttausend Franken, die Ihnen gehören, nehmen Sie zum Voraus weg, und das übrige geben Sie mir in Frankreich zurück, wo wir uns wieder finden werden."

Die Obrigkeit, die uns förmlich verhören wollte, gebot uns zu schweigen. Ohne darauf zu achten, fuhren wir fort von unsern Angelegenheiten zu reden, als ob niemand zugegen wäre. Wir gebrauchten blos die Vorsicht, Holländisch zu reden, damit man uns verstand. Ich fragte den Herrn de l'Astre: Ob ich mir noch keine Hofnung auf seine Tochter machen dürfte „Keine, sagte er; ich bin untröstlich darüber, Ihnen eine abschlägliche Antwort geben zu müssen; aber unwiderlegbare Gründe nöthigen uns beide, den Gedanken an eine unmögliche Verbindung aufzugeben."

Fortsetzung.

Es muß abgereist werden.

Ohngeachtet dieses strengen Entschlusses, verließ ich den Herrn de l'Astre dennoch voll Zärtlichkeit. Das ganze Verhör bewies seine Unschuld eben so gut, als die meinige. Man sagte mir, ich sei frei, und ich säumte nicht, das Gefängniß zu verlassen. Dem Herrn de l'Astre aber wurde es nicht so gut. Ich erfuhr nachher, daß sie ihn nach Europa schicken wollten. Mir wurde es nicht erlaubt, ihn vor seiner Abreise noch einmal zu sehen. Sehr besorgt um ihn, obgleich vollkommen von seiner Unschuld überzeugt, traf ich geschwind meine Maaßregeln, um ihn bald in Europa wieder zu treffen.

Endlich erhielt ich auch von Madam Ribeira Nachricht, was mit Eleonoren geworden war. Die schreckliche Nachricht, daß dieses Meisterstück

des

des Himmels nicht mehr sei. Ich wurde dadurch eben so betäubt, als wenn ich selbst Honoreens Tod erfahren, oder als wenn ich gar nichts davon befürchtet hätte. „Ihre kostbaren Ueberbleibsel müssen nach Frankreich gebracht werden, sagte Madam Ribeira. Ein geschickter Anatom hat diesen schönen Körper injizirt, und ihm das Ansehen des Lebens erhalten. Es ist würklich als schlief sie nur. Die Gesundheit scheint ihre jungfräulichen Wangen noch immer zu beleben; der Tod hat nicht einen einzigen Zug ihres Gesichts entstellen können. Nach einer von ihr hinterlassenen Verordnung hat man sie in einen Kasten mit gläsernem Deckel gelegt, worüber noch Flor gezogen ist. Sie hat es ausdrucklich verboten, diesen Flor wegzuziehen. Ich will meine Freundin ebenfalls begleiten, obgleich die Seele ihren schönen Körper verlassen hat. Sie werden es selbst fühlen, daß mir der Aufenthalt in diesem Lande höchst zuwider sein muß, wenn ich so ganz allein hier bleiben soll. Sie, mein Freund, verstehen sich gut auf Geschäfte, nehmen Sie sich auch der meinigen an, wie der des Herrn de

l'Astre. Verkaufen Sie alles, und setzen Sie mich dadurch in den Stand, mein Vermögen sowohl, als meine Person nach Frankreich überzuschiffen."

Ich arbeitete sogleich unablässig daran, die Besitzungen meiner Freundin sowohl, als des Herrn de l'Astre zu verkaufen. Letzerer hatte mir dazu vor seiner Abreise eine Vollmacht gegeben. Mit diesen Geschäften konnte ich nicht so geschwind zu Stande kommen, als ich wohl gewünscht hätte, aber mit der Zeit gelang es mir doch; alles mit vielem Vortheil ins Geld zu setzen. Das Vermögen der Madam Ribeira erhielt dadurch einen schönen Zuwachs. Bei dem Verkauf ihrer Güter hatte ich ihr wenigstens zweihunderttausend Franken gewonnen. Diese Summe sollte ich durchaus für mich behalten, denn Madam Ribeira behauptete steif und fest, sie gehörte mir zu. Ich konnte mich nicht entschließen, mir meinen freundschaftlichen Eifer bezahlen zu lassen. Da ich aber sah, daß ich sie

durch

durch meine abschlägliche Antwort betrübte, so schlug ich ein, die Hälfte des Gewinnstes anzunehmen. Ich erhielt hunderttausend Franken, und Madam Ribeira schwur, daß Blanduline die andre Hälfte erhalten sollte.

Ich bin also dreihunderttausend Franken reich, mein Freund, und zwar in meiner frühen Jugend. Dazu mögen wohl noch wenig Philosophen sobald gelangt sein. Aber ich sehne mich nach wahrer Glückseligkeit und leider können keine Reichthümer diese gewähren.

Hätte ich Dir nicht schon lange sagen sollen, daß ich es mein erstes sein ließ, die entseelte Hülle der schönen Eleonore zu sehen? Mit welcher Empfindung betrachtete ich sie durch den Flor! Sie schien würklich zu athmen. Es war die schönste Schlafende, die man jemals gesehen hat. Wohl tausendmal küßte ich den Flor, der sie bedeckte. Mit den schmerzhaftesten Gefühlen warf ich mich neben ihren beweglichen Grabe auf die

die Knie. Ich flehte zu dem Ewigen um Kraft, den Tod der theuern Person erlangen zu können. Ich beschwur ihren schönen Geist, der wahrscheinlich hoch über mir schwebte und vielleicht über meine Seufzer lächelte, während er in den Wohnungen der Seeligen mit der Krone des Lebens gekrönt wurde.

Fortsetzung.

Batavia, October 1772.

Agrestule erscheinet wieder.

Alle unsere Geschäfte waren glücklich beendigt, und wir waren auf dem Punkt, abzureisen, als ich von Agrestulen einen lateinischen Brief erhielt, den ich nicht erwartete, und wovon ich Dir hier eine Uebersetzung beilege.

Agre-

Agrestule an Eugen.

den 1. August.

Afrika.

„Ich habe Nachricht von Dir erhalten, liebster Mann. Sie machte mir eine außerordentliche Freude, in der Bangigkeit, in welcher ich mich befand. Ich habe die Römische Stadt, wo ich eine Königin und eine Gottheit war, verlassen müssen, und das zwar aus Ursachen, die ich Dir in der Folge näher entwickeln werde. Ich habe die Trümmer meines Vermögens zusammen genommen. Sie sind beträchtlich, und ich werde überall, wo ich mich etwan hinwenden möchte, recht artig davon leben können. Da ich mein Vaterland verlohren habe, so halte ich mich nun an das Vaterland meines Gatten, und will gern wieder zu ihm. Finde Dich gegen Anfang Octobers bei dem Ausfluß des Gambi, im atlantischen Meere ein. Ich werde auch dahin kommen. Wer zuerst kommt, wartet auf den andern. Wir ver-

vereinigen uns wieder, und Du führst mich nach Frankreich. Antworte mir durch Ueberbringern dieses, damit ich weis, was Du von meinem Vorschlag hältst, und daß ich, wenn Du es für gut findest, an dem bestimmten Ort eintreffe, oder nicht. Ich umarme Dich zärtlich. Dein Agrestin streckt seine kleinen Hände nach Dir aus. Er ist allerliebst; die beste Perle in meinem ganzen Schatz. Es versteht sich, daß ich Dir ihn mitbringe. Dies wird ein Band der Liebe zwischen uns sein. Ich bring auch die Tochter der verstorbenen Minerve-Amande mit. u.s.w."

Dieser Brief machte mir die angenehmste Empfindung. Ich zeigte ihn Madam Ribeiren, die für Freude gleich aufsprang und mir Glück wünschte. „Sie müssen sich an dem bestimmten Orte einfinden, sagte sie, und die gute Agrestule mit uns nach Frankreich bringen." — „Hierauf schien sie verlegen zu sein. „Sie ist ihre Gattin, fuhr sie fort . . . . ." Freilich war sie eine Gattin von besonderer Art, aber sie hatte

zwei

zwei meiner Kinder bei sich, und übrigens hatte ich alle Ursachen von der Welt, diese liebe Agrestule auch um ihrer selbst willen zu lieben. Ich war keinen Augenblick darüber zweifelhaft, ob ich sie wieder zur Gattin annehmen sollte; aber ich wußte nicht, wie sich diese Verbindung mit dem, was ich Blandulen schuldig war, und mit meiner Liebe zu Honoreen wieder zu finden hoffte, vereinbaren lasse. Ich suchte den Kapitain des Schiffs auf, das uns nach Frankreich bringen sollte, und fragte ihn, ob er seine Einrichtungen so treffen könnte, uns zur gesetzten Zeit nach der Mündung des Gambi überzuschiffen. Er versicherte mich, daß dieses sehr leicht sei, und daß ich zu rechter Zeit dort sein sollte, wenn wir nicht durch ganz widrige Winde aufgehalten würden. Nachdem ich des Kapitains gewiß war, schrieb ich meiner lieben Agrestule, daß ich außerordentlich entzückt wäre, sie nebst meinen beiden Kindern wieder zu sehen, daß ich mich zur bestimmten Zeit und an dem bestimmten Orte einfinden würde, daß ich vor Verlangen brennte, sie zu sehen, und daß ich sie nach Frankreich begleiten würde.

Ihr Bote war ein sehr schneller Läufer. Er wußte ganz besondere Wege, und hatte seine Reise mit größter Eilfertigkeit zu Lande gemacht. Auf dem nämlichen Wege wollte er auch eben so schnell zurückkehren. Ich fertigte ihn ab, und verweilte noch einige Zeit, um mit Agrestulen zugleich einzutreffen.

Während dem fand ich mein größtes Vergnügen darinnen, den theuren Leichnam zu betrachten, den ich nach Frankreich begleiten wollte. Ich brachte ganze Stunden damit zu, ihn durch den Flor anzublicken, den ich aus Ehrfurcht gegen die letzte Verordnung der liebenswürdigen Eleonore nicht wegzuziehen wagte. O, wie war sie so schön! und wie schmerzhaft ist es, ein so göttliches Geschöpf in eine Beute des Todes verwandelt zu sehen! Ich glaube würklich, ich liebe sie in ihrem Tode noch mehr, als bei ihrem Leben. Ich bin ganz voll von ihr; ich denke öfterer an sie, als an Honoreen selbst. Es wäre doch drollicht, wenn ich mich in eine Tode

he verliebte. Das wäre ein Unglück für mich, denn sie könnte meine Liebe nicht erwiedern.

Fortsetzung.

Auf der See, Oktober 1772.

Einschiffung.

Sobald es der Kapitain für gut fand, lichteten wir die Anker. Ich verließ Batavia, ohne daß mir es eben schwer wurde. Es gieng mir niemand nahe, als die kleine Lutine, die mich so zärtlich liebte, als es einem solchen Närrgen nur möglich ist. Herr Van-Clef hat seine Freiheit wieder, ist aber so sterblich in diese Nymphe verliebt, daß ich befürchte, er wird sich ihrentwegen ganz zu Grunde richten.

Meine liebe Ribeira bestieg nebst ihren Kammerfrauen das Schiff mit vieler Empfindung. Mir kam es vor, als wenn eine darunter sich sehr zu verbergen suchte. Ich habe mir eben keine Mühe gegeben, in dieses Geheimniß einzudringen, denn noch muthmaße ich es nur. Der Leichnam meiner verewigten Eleonore stehet in meinem Zimmer. Ich habe alles schwarz behängen lassen. Tag und Nacht brennen viele Wachskerzen darinnen. Es ist eine Art von Paradezimmer zur See, worinnen das Ideal meines Herzens ruht. O himmlische Blandule! O göttliche Honoree, eine Tode sitzt über euch, und macht mich allen euren Reizen untreu. Doch was sage ich! Weg mit dieser sonderbaren und unbegreiflichen Neigung. Laß uns diese Beute des Todes entfernen, die für mich ein Feuer wird, an welchem meine Vernunft bratet und sich verzehrt.

Wir haben alle Seegel beigesetzt, und sind nunmehro in der ofnen See. Ich habe auf unserm

sern Schiffe den ehrwürdigen Inquisitor angetroffen, den ich ins Fegfeuer geschickt hatte. Er wollte es gar nicht Wort haben, daß man ihm einen Streich gespielt hätte. Ich machte ihm eine genaue Erzehlung von allen, was damals vorgegangen war. Ich versicherte ihm, daß ich ihn selbst zum Hännsgen gebraucht hätte, und daß er, meiner Meinung nach, eben so schwach und blödsinnig, als grausam sei.

Die schwärzeste Rache mahlte sich nun in seinen starren Augen, und aus Wuth mir nicht schaden zu können, knirrschte er mit den Zähnen. Er wäre geborsten, wenn ihn nicht zu seinem Glücke, eine Chaluppe auf ein gewisses Schloß gebracht hätte, von wo aus er in kurzer Zeit nach Goa kommen konnte, um daselbst bald wieder einige Schlachtopfer verbrennen zu lassen.

Fortsetzung.

Agrestule wird gerettet.

Ich dachte nicht mehr an diesen Elenden, sobald ich ihn nicht mehr sah. Der Wind war uns günstig, und wir kamen in kurzen beim Ausfluß des Gambie gerade zu der Zeit an, die uns die theure Agrestule bestimmt hatte. Sie war noch nicht da. Wir giengen ihr stromaufwärts entgegen. Dies war eine Eingabe des Himmels, denn dieser Schritt rettete ihr und ihren Begleitern das Leben. Man weiß, daß die Afro-quiriten keine Seeleute sind. Sie hatten eine Art von Fahrzeug, sehr elend zusammen gebauet, und ihre Souverainin darauf eingeschifft. Sie hatten das Fahrzeug sehr schlecht geführt, und waren eben auf dem Punkt, unterzugehen, als wir das Glück hatten, ihnen zu Hülfe zu kommen. Gott! meine theure Agrestule, in die See gestürzt, kämpfte vergebens mit den Wellen. Ich erblickte sie,

sie, warf mich in die Fluten, ergriff sie, und trug sie auf unser Schiff. Den nämlichen Dienst leistete ich noch verschiedenen andern Unglücklichen, und unter diesen, meinen beiden Kindern, die in ihren Wiegen auf den Wellen herumschwammen. Doch ich komme auf Agrestulen zurück. In meinen Armen öfnete sie ihre Augen wieder. So blaß sie natürlich unter diesen Umständen war, so fand ich sie doch mehr verschönert. Madam Ribeira, ganz Seele, erzeigte sich so dienstfertig gegen sie, als man nur von der zärtlichen Freundin erwarten kann. Endlich glückte es uns auch, das Fahrzeug und Agrestulens Vermögen zu retten. Verschiedene Artikel waren zwar verdorben; aber das Gold und die Diamanten hatten von dem Wasser nichts zu fürchten.

Fortsetzung.

Untergang des afrikanischen Roms.

Als Agrestule sich von ihrem Schrecken wieder erholt hatte, erzehlte sie uns den Untergang ihres unglücklichen Vaterlandes. „Ach! sagte sie, es giebt nunmehro keine Römer, keine Afroquiriten mehr. Es fanden sich einige alte Europäer bei uns ein, die auf eine ganz besondere Art gekleidet waren, und die uns ein Gesetz predigten, dem wir bald unsern Beifall gaben. Aber sie hatten nicht so viel Achtung für das unsrige. Ohne alle Schonung predigten sie wider dasselbe. Im Grunde hatten wir unserm Volke beständig die reine Moral, das ist, das natürliche Recht, geprediget, welches der Schöpfer des Weltall in unser Herz geprägt hat. Und eben dieses predigten jene Männer. Ich weis sehr wohl, daß wir nicht würkliche Götter waren, und daß man uns den Vorwurf einer Täuschung machen konnte. Aber unsere

unsere Religion gehörte, so wie sie war, zu unserer Staatsverfassung. Sie diente den Tugenden unserer ganzen Nation zur Grundlage, und nach dem Urtheil unserer weissesten Männer konnte dieser Grundpfeiler nicht umgeworfen werden, ohne das ganze Gebäude zu erschüttern, oder es wohl gar umzustürzen. Wir hielten es daher, dem besten des Staats, für zuträglich, unsere Religion zu erhalten, und ohngeachtet der Heiligkeit derjenigen, die man uns vortrug, verboten wir, wider die unsrige zu predigen, und an deren Stelle eine neue einzuführen. Unsere Absicht dabei war, eine solche Revolution wenigstens nur stufenweiße entstehen zu lassen, damit nicht der Staat eine gefährliche und am Ende wohl gar eine tödtliche Wunde erhalten möchte. Die Europäer wollten davon nichts hören. Sie könnten es, wie sie sagten, nicht leiden, daß das Heilige und das Profane einen großen Bezug auf einander haben sollte. Sie gewannen das Volk, und einige unruhige Köpfe, irre geführt durch den Eifer, den jene ihnen einflößten, zertrümmerten die metallenen und steinernen Götter, über die sie uns Vorwürfe machten.

machten. Wir baten sie, davon abzustehen. Sie gehorchten, und wir glaubten nunmehro vor ihnen gesichert zu sein. Aber bald ließen sich andere, mit weit weniger Mäßigung, sehen. Sie erschienen mit kriegerischen Truppen, welche der ehrwürdigen Religion, die uns etwas zu ausschließend vorkam, ganz außerordentlich ergeben waren. Sie schrieben uns vor, diese Religion anzunehmen, und da wir dieses ausschlugen, fiengen sie Feindseligkeiten an. Wir würden ihnen gewiß mit Erfolg widerstanden haben, aber sie hatten das Volk gewonnen, welches drei Viertheile der Nation ausmacht. Diese Menschen, zu wenig aufgeklärt, um mit Mäßigung zu handeln, verbanden sich mit den Ausländern wider ihr Vaterland, und alles gieng drunter und drüber. Sie zerstörten unsere Tempel und schleiften unsere Städte. Sie erwürgten einen ansehnlichen Theil der Nation, und der Ueberrest wurde in den Kolonien unserer Feinde zerstreut."

„Das Römische Volk ist ganz von der Welt vertilgt. Unsre Götter, dieses ausgesuchte Geschlecht, in welches ich, nebst meinem lieben Eugen aufgenommen wurde, unsre Götter, sage ich, haben das Glück gehabt, zu entkommen und sich mit allen ihren Reichthümern in ein unbekanntes Land zu flüchten. Sie erboten sich, mich mit sich zu nehmen, aber mich verlangte nach meinem ersten Gemahl. Ich glaubte hierzu eine Gelegenheit gefunden zu haben. Ich war so glücklich gewesen, zwei französische Offieiere, welche unter der Portugiesischen Armee dienten, für mich zu gewinnen. Sie waren beide die Artigkeit und Großmuth selbst. Sie versprachen mir, sich meiner anzunehmen, und sie hielten ihr Wort redlich. Als ich sah, daß mir von den Siegern, welche sich auf eine Zeitlang auf den Trümmern meines Vaterlandes niedergelassen hatten, mit Achtung begegnet würde, so schickte ich dir, lieber Eugen, meinen Brief, weil jemand von Batavia gekommen war, der dich dort gesehen hatte. Deine Antwort war, so wie ich sie wünschte. Meine beiden Franzosen verschafften

schafften mir Gelegenheit, dich in Sicherheit zu erwarten und dir entgegen zu kommen. Wir sind nun wieder vereinigt. Du hast mir sogar das Leben gerettet, und dies ist ein neues Band, das mich noch fester an dich kettet, theurester Gatte."

Bei diesen Worten fiel mir Agrestule um den Hals, und umarmte mich zärtlich. Ich wurde gerührt durch ihre Liebe, aber ich wiederhole es nochmals, ich empfand ganz die Verlegenheit in welche mich eine solche Gattin neben Blandulen und neben der göttlichen Honoree nothwendig setzen mußte.

Fortsetzung.

Eugens Kinder.

Ich umarmte nochmals meinen kleinen Agrestin und meine kleine Amandine. Sie umschlangen mich mit ihren kleinen Armen. Auf einmal hörte ich ein verwirrtes Geschrei von kleinen Kindern, und wurde deren wenigstens ein Dützend gewahr, die auf mich zukamen und alle riefen: Pappa! Sie konnten kaum laufen. „Was bedeut das? fragte ich." — „Das ist alles, was ich von deinen Kindern habe auftreiben können, antwortete Agrestule. Ich habe sie um so mehr ihrem Vater zuführen wollen, da sie insgesamt ihre Mütter verlohren haben." — „O! das ist allerliebst, schrie Madam Ribeira, ich wette, das sind die Kinder, die sie mit den Sub-Ondinen gezeugt haben." — „Getroffen, versetzte Agrestule, der gute Eugen hatte wohl ihrer dreißig in guter Hoffnung zurückgelassen. Fast alle sind glücklich

entbun-

entbunden worden; und vielleicht sind noch mehrere Kinder davon am Leben, ich habe aber nicht mehr zusammen bringen können als diese." — „Und was ist aus ihren Müttern geworden? rief ich." — „Ach! die sind meistentheils in den Ruinen ihres Vaterlands umgekommen, antwortete Agrestule." — Erkläre dich deutlicher darüber, meine Beste" — „Recht gern, sagte sie: Ein Erdbeben und der Ausbruch eines Vesuvs, wovon du ein Zeuge warst, haben die Stadt und die ganze Nation der Sub-Ondinen vernichtet. Ihre Königin Leucothore und mehrere andere, haben wir nebst ihren Kindern gerettet. Da wir uns über das Vorurtheil und über einen barbarischen Gebrauch hinauszusetzen wußten, nahmen wir diese unglücklichen Schiffbrüchigen auf. Aber unsere Sieger schleppten sie, da sie alle sehr schön waren, mit sich fort und ließen uns blos die Kinder.

Madam Ribeira umarmte sie alle mit vieler Zärtlichkeit. Sie sind gar so liebenswürdig, rief

sie.

sie. Ich umarmte sie ebenfalls mit Vaterliebe, und bringe sie zu Dir. Ich bin also reicher, als ich glaubte. Wenn ich einige hunderttausend Franken besitze, so weis ich nun auch, wohin damit, und ich dürfte wohl gar Ursache haben, über eine so zahlreiche Nachkommenschaft unruhig zu sein. Aber die großmüthige Ribeira sagte laut: Ich nehme sie alle an Kindesstatt an. Sie bedürfen einer Mutter, ich will die ihrige sein. Wie glücklich bin ich, daß mir der Himmel eine Gelegenheit zuschickt, meine Reichthümer gut anzuwenden." Ich umarmte die gute Ribeira, so wie meine Agrestule. Diese letzte bat mich, ihr alles zu erzehlen, was mir, seit unserer Trennung begegnet wäre. Ich that es, und zwar mit den kleinsten Nebenumständen, denn ich befürchtete nicht, damit einer Person lästig zu werden, die so lebhaften Antheil an meinen Schicksalen nahm. Sie umarmte Madam Ribeira mit innigster Zärtlichkeit, und diese erwiederte es mit gleichem Gefühl.

Meine liebe Göttin wollte gleich die sterbliche Hülle der schönen Eleonore sehen, über deren Tod sie Thränen vergoß. Ich führte sie in das Paradezimmer, in welchem der köstliche Leichnam lag. Beim Eintritt schien sie mit Ehrfurcht erfüllt zu werden. Sie betrachtete den Leichnam durch den Flor. „O Himmel, welche Schönheit! schrie sie. Welcher Mord!" Sie wollte den Flor aufheben. „O laß diesen geheiligten Schleier unangetastet, rief ich ihr zu, er ist auf ihre eigne Verordnung hier, und darf nicht verschoben werden." Sogleich zog sie die Hand zurück. Sie küßte mit Ehrfurcht den geheiligten Schleier. Sie warf sich nieder auf die Knie. „Gott im Himmel, wie hast du dein schönstes Werk vernichten können? Vortrefliche Seele, blicke herab auf mich von dem Himmel, mach mich dir gleich." Sie blieb einige Zeitlang ganz stumm in dieser heiligen Entzückung. Endlich stand sie wieder auf. „O! mein theurer Freund, sagte sie, wenn sie noch lebte, wie unbedeutend würde ich da sein. Aber wollte Gott, sie lebte noch, und wenn ich auch dafür sterben, wenn ich

auch

auch der Glückseligkeit meines Eugens geopfert werden müßte. Agrestule ist nicht fähig, sich über den Tod eines Menschen zu freuen." — „Meine Beste, versetzte ich, sie umarmend, ich erkenne dein gutes Herz." — „Aber, erwiederte Agrestule, sie schläft nur, es ist unmöglich, daß sie tod sein sollte." — „Wollte Gott, antwortete ich, ich könnte noch an ihrem Tode zweifeln! doch laß uns diesen Gegenstand fliehen, er ist zu angreifend, er zerreißt mir das Herz.

Wir stiegen aufs Verdeck, und unterhielten uns auf eine Stunde lang, versenkt in eine süße Melancholie, beim Schimmer des Mondes, der sich in den Wellen spiegelte.

Fortsetzung.

Ist sie würklich Gattin?

Endlich sagte sie zu mir: „Es wird Nacht, mein lieber Eugen, wir wollen uns ein wenig zur Ruhe begeben.“ Ich führte sie zu dem Bette, das für sie bestimmt war, und umarmte sie, um ihr gute Nacht zu wünschen. „Wie? sagte sie ganz erstaunt, du willst mich nach einer so langen Trennung die Nacht über allein lassen? Grausamer Gatte!“ — „Hältst du mich würklich für deinen Gatten? meine Beste, antwortete ich.“ — Wie? Grausamer, versetzte sie, hat sich dein Herz geändert? Hast du mich nicht förmlich geehlicht?“ — „O meine beste Agrestule, in meinem Vaterlande wird man das für keine Ehe halten. Man wird sagen, daß dieser Verbindung die gesetzlich vorgeschriebenen Feierlichkeiten mangeln, daß keine Zeugen dabei zugegen gewesen.“ — „Und hast du nicht den le-

ben-

bendigen Gott, der im Himmel wohnt, und den du mich kennen gelernt, zum Zeugen angeruft?" Hier nahm sie ihren Sohn, der in seiner Wiege schlief, in ihre Arme. „Ist das nicht dein und mein Sohn? Grausamer, fuhr sie fort. Kannst du sein Vater sein, ohne daß du mein Gatte bist?

Ich bedeckte den lieben Kleinen mit Vaterküssen, ich umarmte Agrestulen. „Ja, rief ich, du bist meine Gattin, du bist es, meine Theuerste, nach den geheiligten Gesetzen der Natur, die die ersten von allen sind. Aber ich weis nicht, wie sich diese Ehe mit den Verbindungen vertragen wird, in welchen ich mit andern Personen stehe, die auch ein Recht auf mich haben." — „Erfülle deine Verbindungen mit jedermann, erwiederte sie. Ich verlange ja gar nicht deine Gattin ausschliessend zu sein. Ich sah es, wie du Amanda-Minervens Gatte wurdest, ohne dich im mindesten daran zu verhindern. Wolltest du freilich blos mir angehören, so würde ich auf

dem Gipfel des Glücks sein; aber eine solche Aufopferung kann ich nicht von dir verlangen, besonders wenn du schon mit andern meines Geschlechts Verbindungen geschlossen hast. Du hast mir von Blandulen gesagt, die dir eine Tochter gegeben hat, und von Honoreen, der du noch nichts schuldig bist. Sei der Gott von beiden, aber sei auch zugleich der meinige.

Alle diese rührende und pathetische Beredsamkeit zielte, auf Seiten der Schönen, darauf ab, das Bette eines Undankbaren zu theilen. Ich war über mein gutes Glück sehr verlegen. Auf der einen Seite spielte ich, in Ansehung Agrestulens eine verhaßte Rolle, indem ich ihr die Rechte versagte, die sie als Gattin auf mich hatte; auf der andern verwies ich es mir als eine Blasphemie, neben dem verblichnen Körper der anbetungswürdigen Person, die aus Liebe zu mir einen Tod erlitten hatte, der mir das Herz durchbohrte, ein unerlaubtes Vergnügen genießen zu wollen.

„Meine Beste, sagte ich zu Agrestulen, ich bin ganz durchdrungen von der Liebe, die du mir erzeigst. Aber du siehst den Schmerz, der mich niederbeugt. Du mußt es selbst fühlen, wie sehr Eleonore verdient bedauert zu werden. So nahe ihrer geheiligten Hülle, der ewigen Nahrung meines Kummers, wie könnte ich mich den Entzückungen der zärtlichsten Liebe überlassen. Müssen wir nicht befürchten, daß der theure Schatten erscheine, und uns unser strafbares Vergnügen verweise." — „Ach, sagte sie seufzend, eine Tode siegt über mich in deinem Herzen."

Sie vergoß eine Fluth von Thränen. Ich mußte sie doch trösten. Ich mußte mich den Süssigkeiten der Liebe überlassen, um die sonderbare Neigung zu unterdrücken, die ich gegen eine Tode in meinem Herzen aufkeimen fühlte.

Nun getraute ich mich kaum mehr Eleonorens Leichnam zu nahe zu kommen, denn ich fürchtete gewissermaßen ihre Vorwürfe. Doch

schlüpfte ich täglich einmal heimlich in ihr Gemach. Ich betrachtete sie liebevoll; ich bat sie meiner vielleicht sträflichen Aufführung wegen um Verzeihung. Die übrige Zeit theilte ich zwischen meiner Gattin, meinen zahlreichen Kindern und Madam Ribeira. Diese schien mir ziemlich kalt und in meiner Gegenwart verlegen zu sein. War sie eifersüchtig, oder ärgerte sie sich über das Leben, das ich führte? Indessen bezeigte sie Agrestulen viele Freundschaft. Auch meine Kinder überhäufte sie mit Güte. „Der Mensch läßt viele Thränen vergießen," sagte sie einmal zu meiner Gattin, denn diese sagte mir alle Worte wieder. „Es ist, erzehlte mir Agrestule weiter, ein gewisses Frauenzimmer bei Madam Ribeiren, die sich immer versteckt, und die nichts thut, als weinen. Kennst du sie?" — „Nein, sie ist mir ganz unbekannt, antwortete ich" und war zu voll von einer todten und von einer lebenden Geliebte, um mich um eine Unbekannte zu bekümmern.

Fort-

Fortsetzung.

Ankunft in Holland

Unsere Ueberfarth wäre nun gemacht; bald mit gutem bald mit widrigem Winde, doch hatten wir keinen Hauptsturm. Wir segelten Frankreich vorbei, und ich hätte sehr gewünscht, daß wir hier gleich ausgeschifft worden wären. Aber unser Schiff war holländisch und für Holland geladen. Wir mußten also Frankreich, gleichsam wie auf der Post, vorbei und nach Amsterdam segeln. Dies war auch gut für uns. Das Verlangen, den Herrn de l'Astre zu sehen und sein Schicksal zu erfahren, rufte uns nach Holland. Uebrigens hatte ich sein ganzes Vermögen bei mir, das ich ihm ausliefern mußte. Sobald wir ausgeschifft waren, gieng ich gleich zu einen Bürgermeister. Ich fragte ihn, ob Herr de l'Astre ihm bekannt sei, und ob er mir Nachricht von ihm geben könne. „Ja, sagte er, seine Angelegenheiten

nehmen eine günstige Wendung. Jetzt kann ich ihnen nicht mehr sagen, aber sie sollen ihn gleich selbst sehen.“ Er begleitete mich auch würklich selbst nach einem nahe beim Haag gelegenen sehr befestigten und wenig angenehmen Schlosse, das meinem Schwiegervater zum Gefängniß diente. Mir schien es ein gutes Zeichen, daß man mir ihn sehen lassen wollte. Denn da es ein Staatsverbrechen betraf, würde man ihn gewiß weit enger eingeschlossen haben, wenn man ihn schuldig geglaubt hätte.

Der Bürgermeister befahl den Herrn de l'Astre kommen zu lassen. Man eilte, diesem Befehl zu befolgen, und bald erschien er. Er hatte eine heitre Miene, die mir von guter Bedeutung zu sein schien. Er umarmte mich zärtlich und bezeigte viele Freude, mich wieder zu sehen. Er fragte mich nach seiner Tochter. Ich sagte ihm, mit alle dem Schmerz, dessen ich voll war, und mit aller der Schonung, die man einem Vater schuldig ist, daß ich ihre entseelte Hülle zurückbringe,

um sie bei den Gräbern ihrer Väter einsenken zu lassen. Er schien mir nicht so gerührt, als er bei einem solchen Donnerschlag wohl hätte sein sollen. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von Honoreen habe. „Das ist ein Geheimniß, antwortete er ganz kalt.“ Mir blieb diese hartnäckige Liebe zu Geheimnissen ein Räthsel. Ich legte ihm Rechnung von seinem Vermögen ab. Er dankte mir sehr verbindlich für meine Bemühung. Es war ihm sehr angenehm, daß Madam Ribeira mit nach Holland gekommen war. Er sagte mir, daß er in wenig Tagen ganz auf freien Fus kommen, und dann fliegen werde, uns alle zu umarmen. Und würklich kam er den folgenden Tag in unser Hotel. Seine Erscheinung erfüllte uns alle mit der lebhaftesten Freude. Ich habe niemals recht genau erfahren können, warum er eigentlich in Verhaft genommen worden war. Es betraf Staatsangelegenheiten; er hatte seine Unschuld dargethan, und das war uns genug.

Ich brannte vor Verlangen, nach Paris zu eilen, um Honoreen, Ludwig l'Ange, Blan-

dulen,

dulen, kurz alles, was mir lieb und theuer ist, zu sehen, aber ich habe Weiber, Kinder und gar eine Dode zu begleiten. Mit dergleichen Anhängen kann man nur langsam reisen. Ueberdem hatte Herr de l'Astre noch einige Geschäfte in Holland abzumachen. Unsere Damen, die kein so großes Verlangen haben, unsere Hauptstadt zu sehen, als ich, wollen auf ihn warten, und er hat es auf sich genommen, sie dahin zu begleiten. Vielleicht komme ich zu ihnen nach Amsterdam zurück, aber morgen nehme ich Post nach Paris.

Eugen

Eugen an Ludwig l'Angen.

Paris Februar 1773.

Rückkehr nach Paris.

Ich bin in Paris angekommen, bester Freund. Beim Anblick dieser Stadt, die so viele, mir theure Personen, enthält, und wo ich so viel Freude und Leid empfunden habe, sprang ich für Entzücken empor. Es begegnete mir aber gleich bei meiner Ankunft ein fataler Streich. Du bist der einzige, dessen Wohnung ich wußte. Ich eilte zu Dir. Man sagte mir ganz kalt, Du wärest in Rouen. Das ärgerte mich von ganzem Herzen, und nun werde ich Dich, sobald als möglich, aufsuchen, um zugleich die theuren Urheber meines Lebens und meinen weiblichen Freund zu umarmen.

Schick mir doch geschwinde Blandulens und Honoreens Adressen, wenn Du sie hast. Ich rech-

rechnete darauf, sie bei meiner Ankunft bei Dir anzutreffen. Aber was mache ich? Ich verlange Adressen. Sollte ich Dich nicht vor allen Dingen bitten, meinen Vater und Mutter zu grüssen und zu umarmen? Gehörten nicht ihnen meine ersten Huldigungen? Es ist also auch bei mir die Liebe stärker, als die Natur.

Weil ich Dich nicht antraf, wollte ich doch auch nicht müssig sein. Ich lief zur Mutter St. Amand. Sie war in der Messe. Es war nicht möglich, sie heute zu sprechen, ich muß bis morgen warten. Fluchend lief ich durch die Straßen von Paris. Ich fand sehr viele Veränderungen, aber die Gebäude sind es jetzt eben nicht, die mich beschäftigen.

In der Straße St. Honore wurde ich durch einen Zusammenlauf des Volks aufgehalten. Das ist nun zwar weiter nichts besonders, aber voll von Honoreen, wie ich war, sahe ich in alle Karossen, um vielleicht diese göttliche Person zu ent-

entdecken, und indem ich sie suchte, fand ich eine andere reizende Dame. Ich betrachtete sie genau, und erkannte Lucilen, Blandulens Schwester. Ach Lucile! schrie ich. Sie erkannte meine Stimme, sahe sich nach mir um, wurde mich gewahr, und reichte mir den Arm. Sogleich kam ein junger Mousquetair und fragte mich ziemlich unmanierlich, was ich bei dieser Dame zu suchen hätte. Ich fragte ihn meiner Seits, was das ihm angehe. Er gab Lucilens Kutscher einen Wink, fortzufahren, und dieser Elende jagte, da der Zusammenlauf eben wieder aus einander war, troß des Schreiens seiner Gebieterin, die ihm zu halten befahl, mit verhängten Zügeln davon. Ich wollte nachlaufen, wurde aber von dem Mousquetair und von zwei starken Bedienten zurückgehalten. Ich merkte wohl, daß der Patron ein Anbeter Lucilens und vermuthlich aus Ungedult, aus seinem Wagen gestiegen war, um desto näher bei seiner Göttin zu sein. Ich hatte ihn und seine beiden Bedienten auf dem Halse; Wüthend, Lucilen verfehlt zu haben, sahe ich einen Kothkarn vorbeifahren. Ich erinnerte mich, daß einstmals

der

der Marschall von Sachsen einen Schurken, der ihn anhielt, eben in ein solches Fahrzeug geworfen hatte. Ich fühlte mich stark genug, ein gleiches zu thun. Der Mousquetair war ein kleiner junger Greis, entkräftet und ausgemergelt durch seine Ausschweifungen und doch sehr geneigt, Händel anzufangen. Ich faßte ihm beim Kragen, hob ihn wie eine Feder empor, und warf ihn auf den Karn, mitten in den Koth. Ich schlug seine beiden Bedienten zu Boden und lief Lucilens Wagen nach, aber er war verschwunden.

Außer mir, über diesen Unfall, lief ich in das Haus, das ehedem Madam St. Severe mit Lucilen, in ihren gemeinen Stande, bewohnte. Man sagte mir, man wisse nicht, wo sie gegenwärtig wohne. Es sei mit ihr eine große Veränderung vorgegangen, und statt eines kleinen Stübchens müsse sie wohl jetzt ein Hotel haben. Ich fragte, wohin sie gezogen, als sie dieses Quartier verlassen. Man berichtete mich, und ich lief dahin. Ich erhielt ebenfalls nicht mehr Licht, doch

er-

erfuhr ich, wo sie sich von da aus eingemiethet. Ich gieng nun nach ihrer dritten Wohnung, und glaubte, auf diesem Weg endlich ihren gegenwärtigen Aufenthalt auszuspähen. Aber bei der vierten zerriß meine Kette und ich war vom Wege abgekommen. Ich fand nämlich einen ganz neuen Hausbesitzer, der weder die Mutter noch ihre Tochter kannte. Indessen hatten die Leute eine dunkle Idee, daß ein Herr von ihrer Bekanntschaft sie kenne. Dieser Herr besuchte sie oft, und sie wollen bei ihm Erkundigung einziehen. Den folgenden Tag gieng ich wieder zur Mutter St. Amand, aber sie nimmt jetzt keinen Besuch an. Ich kehrte nach dem Hause zurück, wo der Herr erwartet wurde, der mir Aufschluß geben sollte. Er war gerade da. Er maß mich mit den Augen, und ich fragte ihn, ob er nicht wisse, wo Madam St. Severe und ihre Tochter wohnten. Er sprach ohne allen Zusammenhang. Mir kam es vor, als wär er ein Nebenbuhler, dem ich Unruhe verursachte. Er wollte mir durchaus keinen Aufschluß geben.

Sehr mißvergnügt über diesen Menschen gieng ich auf die große Post, um zu sehen, ob ich nicht hier ihre Adresse erfahren könne. Man versprach mir, nachzuforschen, und bestellte mich auf den andern Tag wieder. In äußerst übler Laune gieng ich mit großen Schritten, ohne zu wissen, wohin. Es faßte mich iemand beim Rock. Ich sah mich um, und wurde eine Bettlerin gewahr, die mich um ein Almosen bat. Ich hieß sie sehr trotzig, sich ihrer Wege packen, und setzte den meinigen fort. In vollem Lachen kam etwas hinter mir her. Ich sah mich um; die Person kam mir sehr bekannt vor. Die Bettlerin fiel mir um den Hals. Es war Crepuscule. Ohnerachtet ihres elenden Anzugs umarmte ich sie zärtlichst. „Wie, meine theure Freundin! rief ich; ist es würkliches Unglück, welches dich in die Lage gesetzt hat, worinnen ich dich sehe?" Sie lachte noch lauter. Endlich sagte sie: „I, siehst du denn nicht, daß das ein Karnevals Streich ist?" Gleich fragte ich sie nach Lucilen. Ich will dich gleich zu ihr führen, rief sie; und

ohne alle Umstände nahm sie mich beim Arm. Die Leute auf der Gasse, und sie selbst, mußten über diesen sonderbaren Auftritt lachen.

Wir würden in Gefahr gewesen seyn, von den Gassenjungen verfolgt zu werden, wenn nicht gerade andere Masken, noch grotesker als die unsrigen, dazu gekommen wären. Auf einmal wurde ich auf einem Balkon eine alte Dame gewahr, die mich mit einer Art von Erstaunen betrachtete. Es war Madam St. Severe. Sie rufte, und gleich erschien Lucile auf dem Balkon, welche schrie: er ist es, und die Arme nach mir ausstreckte. Wir giengen in das Hotel. Es war sehr schön. Lucile, Blandule und Blanduline stürzten die Treppe herunter und in meine Arme. Welche Zärtlichkeit! Welche Gefühle der Liebe und Freundschaft! Blandule hat ihre Schönheit, die ohnehin vollkommen regelmäßig war, noch mehr vervollkommt. Sie besitzt einen Anstand und eine Würde, die selbst dem Unverschämtesten, Ehrfurcht einstößen muß. Auch Lucile ist

eine der ausgebildetsten Schönheiten der Hauptstadt geworden. Die Veränderung der Tracht erhöhet ihre Reitze, denn in ihrem glänzenden und ausgesuchten Anzuge ist nichts affektirtes. Meine kleine Blanduline war, ohneracht̃et ihrer Blindheit, geschwinder die Treppe herunter gekommen, als ihre Großmutter. Sie ist von einer einnehmenden und allerliebsten Figur. Ich unternehme es nicht, die Zärtlichkeit unserer Umarmungen zu beschreiben. Du hast ein Herz, und kannst Dich an meine Stelle denken. Ich umarmte Blandulen, wie eine angebetete Gattin; Lucilen wie eine Schwester; Madam St. Severe wie eine Mutter, und meine Tochter, o Gott! ..... Blandule drückte mich mit unnennbarer Zärtlichkeit an ihren Busen. Ihre Tochter war eben so voll von Entzücken als sie. Lucile empfieng mich mit gleicher Zärtlichkeit als ihre Schwester. Die gute Madam St. Severe zeigte durch ihre Aufnahme, daß ihre Gefühle noch nicht stumpf worden waren.

Nach-

Nachdem man mich lange genug betrachtet hatte, wendete man endlich seine Aufmerksamkeit auf meine Begleiterin, welche durch ihr lautes Lachen aller Augen auf sich zog. Man schien sehr erstaunt darüber, mich in der Gesellschaft einer Bettlerin zu sehen. Endlich rief Lucile: „Ach, das ist ja die närrsche Crepuscule!“ Sie verdoppelte ihr Lachen; man erkannte und umarmte sie.

Nun wurde nach Agrestulen gefragt: Es scheint mir, als wenn man sehr vielen Antheil an ihr nimmt. Ich erzehlte, daß ich sie nebst den traurigen Ueberbleibseln Eleonorens mit nach Europa gebracht habe. Die Damen schienen neugieriger, die Lebende als die Tode zu sehen. Ich sagte ihnen, sie müßten warten, bis sie von Holland kommen würden. Nun machte ich meiner Seits meine Glückwünsche, und bezeugte ihnen meine Freude, sie in so guten Umständen wieder gefunden zu haben. Man dankte mir für das, was ich dazu beigetragen hatte.

Sie fragten mich sehr eifrig nach Madam Ribeira, dieser großmüthigen Wohlthäterin. Ich erzehlte ihnen, daß auch sie mit nach Europa gekommen sei, und sie bezeigten darüber die innigste Freude.

Ich erfuhr, daß die beiden Schwestern zusammen ein Vermögen von Dreißigtausend Livres Renten besitzen, und durch eine gute Eintheilung machen sie damit ein Haus von Funfzigtausend. Welche Wonne für mich, die Personen, die ich liebe, in einer so glücklichen Lage zu wissen.

Es kam mir artig vor, Lucilen als Dame gekleidet zu sehen, da ich sie vorher nie anders, als in den Kleidern eines Bürgermädchens gesehen hatte. Indeß ist ihr diese neue Tracht gar nicht fremde. Es scheint, als hätte sie solche von Jugend auf getragen. Sie fragte mich, warum ich sie nicht gestern gleich besucht hätte.

„Weil

„Weil ihr Kutscher mit verhängten Zügeln fuhr, antwortete ich." — „Das begreife ich gar nicht, sagte Lucile; ich that alles, was ich konnte, um ihn halten zu lassen." — „Der Schurke steht im Solde eines ihrer Verfolger, erwiederte ich;" und nun erzehlte ich ihr die Geschichte mit dem Stutzer, wie ich ihn in den Kothkarren geworfen hatte. Sie lachten sehr über diesen Unfall des Stutzers. „Er ist aus einer angesehenen Familie, sagten sie, und thut würklich Heirathsvorschläge, aber Lucile will nichts von ihm wissen."

Die Rede kam nunmehr auf Crepusculen. Diese Bettlerin ist, wie du weißt, eine Marquise. Sie hat einen angesehenen Mann mit funfzigtausend Livres Einkünften geheirathet. Wie sie sagt, ist sie mit ihrem Gemahl ziemlich zufrieden, und ich vermuthe, daß er es auch mit ihr ist. Sie versichert sehr ernsthaft, daß sie während ihrer Ehe, sich keinem andern, als ihm, überlassen hätte. Sie ist

noch immer so munter, naiv und unbedachtsam, wie sonst.

Ich wurde gar nicht müde, meine kleine Blanduline zu liebkosen. Der Mangel des Gesichts macht sie mir noch werther. Wenn auch gleich ihre großen schwarzen Augen stumm sind, so spricht doch ihre übrige ganze Physiognomie. Sie hat das Herz auf der Zunge. Sie spielte auf der Zitter, und sang dazu eine sehr rührende Romanze, welche Herr Colardeau für sie gemacht, und sich auf ihre Umstände bezieht. Sie lockte uns allen Thränen in die Augen. Durch Hülfe des Gefühls las sie mir mit unbeschreiblicher Anmuth Auszüge aus meinen Briefen vor, worinnen von ihr die Rede war, und die man ihr mit erhabenen Buchstaben aufgeschrieben hatte. Ich erzehlte ihr, daß ich ihr Brüder und Schwestern mitgebracht hätte. „O sagte sie, was wird das für Freude für mich sein, sie zu umarmen und zu hören.“ — O, warum nicht, sie zu sehen, dachte ich ganz betrübt bei mir selbst. Man führte einen kleinen Knaben

zu uns, der etwas älter als sie, ungemein artig, und schon in ihre Reize verliebt ist. Wir mußten über die voreilige wechselseitige Liebe lächeln, welche sich auf den Gesichtern dieser beiden lieben Kinder malte.

Das Gespräch kam auf Honoreen. Man sagte mir, die Mutter Sanct-Amand habe schon seit langer Zeit keine Nachricht von ihr, und ich verließ die Gesellschaft, um diese gute ehrwürdige Mutter zu besuchen.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Paris, den 12. Febr.

Wer hätte das gedacht?

Ich habe die Mutter St. Amand gesprochen. O denk nur, lieber Freund, wie ich von Honoreen hintergangen worden bin. O Himmel! wie kann man noch einem Weibe trauen? Aber ach! ich habe die anbetungswürdige Person verlohren, wenigstens glaube ich es. Wo ist sie? Ich weis nichts, gar nichts. Laß mich nur erst ein wenig zu Athen kommen.

Endlich ist mirs gelungen, die Mutter St. Amand zu sehen. Sie empfieng mich, wie ihren besten Freund. „Nun, rief sie mir entgegen, mein lieber Eugen, erzehlen sie mir doch etwas von Honoreen" — „Von Honoreen, sagte ich, eben wollte ich mich bei ihnen nach ihr erkundigen. Sie schien verlegen zu sein. „Von Eleonoren wollte ich sagen, erwiederte sie; ich verwechsle immer diese beiden Namen."

Mit nassen Augen erzehlte ich ihr, daß der Himmel über sie geboten habe. Bei diesen Worten fiel die arme Frau in Ohnmacht. Glücklicherweise kam eben eine Nonne dazu, und hielt sie; man leistete ihr schnelle Hülfe, und sie kam wieder zu sich. Ich war ganz erstaunt, daß der Tod Eleonorens, die sie noch nie gesehen hatte, einen so starken Eindruck auf sie machte. Sie öfnete die Augen wieder, und vergoß einen Strom von Thränen.

„Aber, sagte ich, es ist ja Eleonore, deren Tod ich beweine, nicht Honoree." — „Ach lieber Freund, antwortete die gute Mutter, ich habe sie hintergehen helfen. Ich bin dafür gestraft; sie haben mir einen tödtlichen Schlag beigebracht, und sie würden gewiß mein zärtliches Herz geschont haben, wenn sie gewußt hätten, daß es Honoreens Tod ist, den sie mir ankündigten.

Ich verstand nichts von dem, was sie mir sagte. Ich fürchtete, daß das Uebermaaß des Schmerzes, einen nachtheiligen Eindruck auf ihre

Ver-

Verstandskräfte gemacht habe. „Ich muß sie ihnen nur herholen, sagte sie," und verließ mich äusserst betroffen. Sie kam bald mit einen Packt Briefen zurück. „Hier lesen sie, sagte sie, sie finden hier in diesen Briefen mein Vergehen und meine Entschuldigung." Ich nahm das Packet. Es waren Briefe von Honoreen; ich küßte sie ehrfurchtsvoll. Die Mutter St. Amand wurde gerufen; sie verließ mich mit den Worten: „man siehet sie doch wieder?" Ich lief in den Hof des Kartheuserklosters; setzte mich unter einen Baum, und las. — — O Gott! lies Du selbst, und urtheile dann von meiner Lage. Die Briefe gehen bis zu der Zeit vor meiner Abreise von Frankreich zurück; Du wirst Dich dabei der hierher Bezug habenden Stellen aus den meinigen erinnern.

Ende des vierten Hefts.

Der

Der

glücklich gewordene

W e i s e.

Sechster Theil.

Fünfter Heft.

Honoree an die Mutter St. Amand.

Paris, den 25. Jul. 1769.

O meine beste Mutter! Ich muß sie verlassen, um mich an dem andern Ende der Welt zu vergraben. Ein Gegenstand, der mir freilich theuer sein muß, entfernt mich weit von Ihnen: Aber, dieser mir ehrwürdige Gegenstand. — Ich war daran gewöhnt, ihn nicht zu sehen. Doch, was hilft das alles; mein Vater befiehlt mir, zu ihm nach Batavia zu kommen. Großer Gott! eine so weite Seereise, wo ich vielleicht tausendmal den Tod finden kann, um mich von denjenigen zu entfernen, die mich an dieses Leben ketten.

Glau-

Glauben Sie wohl, liebste Freundin! daß ich in mir den Wunsch gewagt habe, der theuere junge Mann, dessen Andenken ich nicht aus meinem Herzen bringen kann, möchte mir Schritt vor Schritt folgen. Ach! um mit ihm zu leben, müßte das Band der Ehe uns verbinden. Sie wissen, wie sehr meine selige Mutter wider diese Ehe eiferte. Ob wohl mein Vater eben so streng sein wird? Ich fürchte es. Wir werden ihn durch Umwege dahin bringen müssen, wohin wir ihn haben wollen. Ich wünschte sehr, er könnte den jungen Mann sehen, und ihn einige Zeit um sich haben, ohne eigentlich zu wissen, wer er wäre. Gewiß würde er ihm gefallen, denn es ist unmöglich, einen so vollkommenen Jüngling zu sehen, ohne an ihm Geschmack zu finden. Eugen würde sich in meinen Vater zu schicken wissen, die Zuneigung würde wechselseitig werden, und vielleicht willigte der theure Urheber meines Lebens ein, seine Tochter einem jungen Mann zu geben, der sich seine Achtung und Freundschaft erworben hätte.

Ich habe diese Idee meiner Tante mitgetheilt, und sie hat sie gebilliget; dabei ist ihr aber noch eine andere, und zwar sehr sonderbare eingefallen, auf die sie sich viel zu gute thut, und zu der ich mich am Ende doch wohl noch, obschon äußerst ungerne, werde hergeben müssen. „Liebe Nichte, sagte sie, es ist unmöglich, daß der junge Mensch deinem Vater gefällt, aber trotz dieses Gefallens, welches dir so untrüglich zu sein scheint, könnte er es abschlagen, dir ihn zum Gatten zu geben, wenn er erführe, wer er ist. Dein Liebhaber darf also nicht zugleich mit dir bei deinem Vater sein; wenigstens darf er dir nicht den Hof machen: denn dies würde dir nachtheilig sein, wenn sich nicht am Ende diese Comödie mit einer Ehe endigte. Es fällt mir ein Gedanke ein, der dir vielleicht sonderbar vorkommen wird. Du mußt hier bleiben, und auch nicht hier bleiben. Dies ist possierlich, du lachest darüber; aber ich werde mich näher darüber erklären, und du wirst sehen, daß mein Einfall nicht so albern ist. Schick deinen Liebhaber nach Batavia, und reise du auf einem

andern Schiffe dahin, ohne daß er es weiß. Sag ihm, du bliebest hier, aber du hättest dein wahres Ebenbild, eine Zwillingsschwester von dir, bei deinem Vater, die dir ganz außerordentlich ähnlich sähe, dergestalt, daß Euch alle Welt mit einander verwechseln. Er wird dir aufs Wort glauben, denn man glaubt sehr gerne, den man liebt; und übrigens ist ja die Sache nicht ohne Beispiel. Vor kurzem sahe ich ein Paar junge Leute, die einander vollkommen ähnlich waren, beide sind schön, wie die Engel. Der eine heißt Gregor Merveil, den Namen des andern habe ich vergessen. Wahrscheinlich wird es sich in der Folge aufdecken, daß es Zwillingsbrüder sind. Ihre außerordentliche Aehnlichkeit hat sehr viel Verwunderung erregt. Es giebt keinen solchen Fall weiter hier; aber man muß so sagen. Unser Geschlecht weiß zu lügen. Sag du nur deinem Liebhaber, ihr wäret zwei Zwillingsschwestern. Gut vorbereitet und sehr leichtgläubig wird er in Batavia ankommen. Er wird dich sehen. Du bist nicht Mamsell Honoree, sondern Mamsell

Eleo-

Eleonore. Er wird erstaunen über die Aehnlichkeit, die nicht grösser sein kann; er wird dir seine Verwunderung zu erkennen geben; er wird wie ein Seladon in rührenden Seufzern mit dir reden, aber du mußt nicht zu sehr gerührt scheinen. Getreu der schönen Honoree, wird er wahrscheinlich ihrer Schwester nicht huldigen, wenn auch dann und wann eine irrdische Begierde in ihm aufsteigen sollte. Hast du nun diese Rolle eine Zeitlang gespielt, und dein Vater willigt ein, so überrasche du den jungen Mann auf eine sehr angenehme Weise, wenn du dich entdeckst. Ist aber dein Vater eben so taub, als deine selige Mutter, so schickst du den Herrn Eugen nach Europa zurück, ohne ihm ein Wort von deinem Geheimniß zu sagen. Bei seiner Zurückkunft wird er seine schöne Honoree wieder zu finden glauben. Wir sagen ihm dann, wir wüßten nicht, was aus ihr geworden sei. Nun wird er denken, man habe ihn hintergangen, oder vielleicht wird er es auch nicht denken, aber du wirst wenigstens deine Ehre nicht aufs Spiel setzen."

Hier haben sie also den Einfall meiner Tante. Er ist ziemlich sonderbar, und widersteht mir sehr. Ich sollte jemand betrügen, und zwar den betrügen, den ich liebe! sollte die Liebe misbrauchen, die er für mich hat, sollte ihm eine Binde vor die Augen ziehen, damit er so grausam sich irre! Was würde er von mir denken, wenn die Täuschung vorüber wäre? O, beste Freundin! werde ich wohl Kraft genug haben, diese verstellte Rolle so lange zu spielen, vor einem Manne zu spielen, der mein ganzes Herz beherrscht.? Liebe aufrichtige gute Seele, sagen Sie, was rathen Sie mir?

Dieselbe an dieselbe.

Paris, den 27. Jul. 1769.

Die Lüge ist heraus, meine Theuerste, nun muß ich dabei bleiben. Ich erröthe über mich selbst; aber ich bin ganz außer mir. Der liebe Eugen ist in Gefahr. Er war, so wie ich, in eine gewisse Gesellschaft gerathen, welche zu verfolgen, die Regierung für Pflicht hält. Man sagt, es sei schon Befehl ertheilt, ihn in Verhaft zu nehmen. Er steht in Verbindung mit einem Manne, der eine Reise um die Welt machen will. Ich habe ihm gerathen, die Gelegenheit zu benutzen, um seine Freiheit zu retten, und sich nach Batavia einzuschiffen. Ich habe ihm von meiner Schwester Eleonore gesagt, die mir sehr ähnlich sähe; ich habe ihn gebeten, mir ihrentwegen nicht etwan untreu zu werden. Der gute liebe Jüngling! er that mir die heiligsten Schwüre. Er hält mein Herz für so gut! . . . .

Wie niedrig, wie grausam handle ich! Das schreit um Rache.

Er wird unverzüglich abreisen, und ich auch. In Brest ist schon ein Platz für mich ausgemacht. O, theuerste Freundin! mir schlägt das Herz. Zu einer so weiten Reise soll ich mich einschiffen, soll alles verlassen, was mir lieb und werth ist! Mir kommt es vor, als sollte ich ganz von der Welt hinweg. Zwar folge ich meinem Geliebten. Das ist noch ein Trost. Könnten wir doch die Reise auf einem Schiffe machen! Aber das ist nicht möglich. Er muß ja denken, ich sei in Frankreich geblieben.

Gott! wenn sein Schiff verunglückte! Nein, lieber mag das meinige untergehen, denn überleben könnte ich ihn so nicht. Wüßten die Schiffsleute die Wünsche, die ich für sie thu, gewiß, sie würden mir danken.

Ehe ich reise, beste Mutter! muß ich noch acht Tage bei Ihnen zubringen. Andacht und Freuden der Freundschaft will ich miteinander vereinigen. Ich muß mich zuvor mit meinem Gott versöhnen. Wer eine Reise unternimmt, die ihn jeden Augenblick vor dessen Richterstuhl bringen kann, der muß ein reines Gewissen haben. Ich muß meine theuerste Freundin noch acht Tage lang genießen. Wer weis, wenn ich sie wieder sehen werde! Aus ihrem Umgange werde ich Stoff zu Erinnerungen sammlen, die m h Jahre lang mit Ihnen beschäftigen, die mir mit jedem Augenblick Ihr Bild, ihre freundschaftliche Stimme vergegenwärtigen sollen. Auf das Vergnügen, Sie bald zu umarmen.

Honoree an die Mutter St. Amand.

Brest, August 1766.

Nun bin ich würklich eingeschifft, theuerste Freundin. Die See kommt mir vor, wie ein Abgrund, in welchem ich nichts als Tod erblicke. Wie habe ich mich aus Ihren Armen reisen können? Ach! Sie waren weit gefaßter als ich; vermuthlich, weil Sie mich gewiß weniger lieben, als ich Sie.

Die Unannehmlichkeiten wachsen unter meinen Schritten. Es begegneten mir deren zwei, indem ich zu Schiffe stieg. Meine neue Kammerfrau, welche den Jüngling nicht kennt, den ich liebe und fliehe, versichert mich, er sei bei uns am Bord. Sie will einen jungen Menschen, schöner, als den schönsten Engel, gesehen haben. Das kann niemand als mein Eugen sein. Ist ers würklich, so muß ich, während der ganzen

Reise,

Reise, die wohl fünf bis sechs Monate dauern kann, eingesperrt bleiben, um diese ganze Zeit über mit meinem Herzen zu streiten, das mich anreizt, in seine Arme zu fliegen. O, dies heißt an langsamen Feuer gebraten werden!

Die zweite Unannehmlichkeit ist fast noch größer. Der Schiffscapitain ist in mich verliebt. Er hat mir es ohne alle Umstände entdeckt. Er scheint mir ein sehr heftiger und ein sehr nachtragender Mann zu sein. Schon hasse ich ihn von ganzem Herzen. Ich befinde mich also in der traurigsten Lage, von einem sehr geliebten und von einem sehr verhaßten Mann gleich viel gemartert zu werden. Es ist zu spät, mich zurückzuziehen. Ich habe mich bereits eingeschlossen. Ich hoffte den jungen Menschen, von dem man mir gesagt hat, vielleicht durch das Schlüsselloch zu erkennen. Aber es standen wohl auf zwölf Menschen davor, und ich konnte nichts bemerken.

* *
* *

O Gott! man hat den jungen Menschen, der so schön sein soll, im Namen des Königs arretirt. Man sagt, er habe sich gewehrt, wie ein Löwe. Er hat einige der Elenden, die ihn angriffen, über Bord geworfen. Man hat ihn in eine Kammer im Hinterhalt des Schiffs gesperrt, man hat Wache herbei gerufen. Man sagt, die Marechaussee werde ankommen. Sie ist da.

* *
* *

Eine neue Erschütterung für mich. Man sagt, der junge Mensch sei beim Anblick der Marechaussee in die See gesprungen. O Gott! ist es mein Geliebter, oder nicht? Dort schwimmt er auf den Wellen, unter meinen Füßen. Er kämpft mit ihnen, und wird entweder umkommen, oder in Verhaft genommen werden. Man sucht ihn. Gott stehe ihn bei, er sei wer er wolle.

* *
* *

Diesen Augenblick werden die Anker gelichtet. Der junge Mensch ist noch immer im Abgrund des Meeres. Ich weis nicht, was aus ihm werden wird. Ich habe gerade nicht mehr Zeit, als Ihnen zu sagen, daß ich Sie umarme.

Dieselbe an dieselbe.

Auf der See.

Ich habe ununterbrochen fortgeschrieben, und der merkwürdige junge Mensch hat ununterbrochen fort geschwommen, oder vielmehr untergetaucht. Denn man sieht ihn gar nicht. Er ist unter den Wellen vielleicht schon tod. Ich sehe schon im Geiste, wie die Wellen mit seinem Leichname ihr Spiel haben. Um das Unglück

ganz

ganz vollkommen zu machen, bricht die Nacht ein. Ich bitte den Himmel für ihn.

* * * *

Ich bin die ganze Zeit über am Fenster geblieben, und habe ihn mit unverwandten Augen in dem Abgrunde der Fluthen gesucht. Ich hörte ihn schreien. Er war es. Ich reichte ihm den Arm, bog mich zu weit über, und, war es Liebe oder Schicksal, was mich hinabstürzte, ich fiel in die See. O mein Geliebter! er arbeitete sich durch die Wellen; er erreichte mich. Schon hatte ich eine Menge bitteres Salzwasser eingeschluckt. Er rettete mich zum zweiten Male. Er unterstützte mich mit seinem Arme. Bei seiner vorherigen Abmattung, in dem Augenblicke, da alle seine Kräfte erschöpft waren, war ihm diese Last zu schwer. Beinahe wär ich die Ursache seines Untergangs gewesen; des Untergangs meines Erretters! Glücklicherweise warf man uns ein Seil zu. Die Chaluppe eilte herbei, und nahm

nahm uns ein. Man brachte uns wieder auf das Schiff. Er konnte mich nicht erkennen. Ich mußte mich meinem Erretter entziehen; ihm, den ich anbete, der es verdient. Wie undankbar muß ich nicht scheinen, und wie sehr fühle ich das Gewicht meiner Dankbarkeit in meinem Herzen. Ich habe mich in mein Gemach begeben, ich habe sogar die Grausamkeit gehabt, ihm diesen traurigen Aufenthalt zu verbergen. Um mich zu bestrafen, führt mir das Schicksal den verhaßten Kapitain über den Hals, der mich unendlich martert. O Ehre, die du mir eine so grausame Aufopferung befiehlst, verleihe mir Stärke, sie zu vollenden.

Honoree an die Mutter St. Amand.

Auf der See, August 1769.

Ich fahre fort, Ihnen zu schreiben, liebes Muttergen. Wenn ich mich nicht mit der gegenwärtigen Freundin unterhalten kann, so will ich es mit der abwesenden. Wenn wird dieser Brief in ihre Hände kommen? Ich bin noch immer undankbar; ich verberge mich vor meinem Liebhaber, vor meinem Erretter. Wie schwer ist es doch, einer Lüge treu zu bleiben, und zu wie vielen Fehltritten bringt uns ein einziger! Und doch hat sich meine Liebe, trotz alles Zurückhaltens, verrathen. Der Kapitain hat sie entdeckt; er ist eifersüchtig und wüthend. Vor einigen Tagen sprach ich mit dem Geliebten meines Herzens. Es war in der Nacht, auf dem Verdecke, wo ich frische Luft schöpfte. Um nicht erkannt zu werden, kann ich nur im Finstern aus meinem Gemach herausgehen. Der liebenswürdige Jüngling erkannte mich zwar nicht für Honoreen,

sondern

sondern für die Person, die er gerettet hatte, denn meine Kammerfrau war bei mir. Ich wollte vor ihm fliehen, er gab mir aber einen so zärtlichen und ehrerbietigen Verweis, daß ich nicht umhin konnte, ihm zu antworten. Ich verstellte die Stimme, um nicht erkannt zu werden. Er drückte seine Lippen auf meine Hand; mir kam es vor, als drückte er sie auf mein Herz. Schon fieng ich an zu wanken, als auf einmal der barbarische Kapitain, mit wildfunkelnden Augen, erschien. Das ist genug, sagte er. Ich merkte, daß er mit schwarzen Gedanken umgieng. Nehmen sie sich in Acht, sagte ich zu meinem Geliebten, und zog mich in mein Gemach zurück. Der grausame Kapitain folgte mir. Ich sah, daß er würklich, ich weis nicht welchen unglücklichen Anschlag gegen seinen unglücklichen Nebenbuhler machte. Der liebenswürdige Jüngling kam nicht wieder zum Vorschein. Ob er wohl umgebracht ist? O Gott! ich bin in einer tödtenden Angst. Wenigstens ist er eingesperrt worden.

Ach,

* *
* *

Ach, meine Freundin, der liebenswürdige Jüngling ist nicht mehr so nahe bei mir. Er ist nicht mehr auf dem Schiffe, auf dem ich seufze. Wer weis, ob er noch lebt! Werden wir wohl einander wieder sehen?

Wir begegneten einem holländischen Schiffe. Man kam an unsern Bord. Es war mein Vater, der mir entgegen kam. Unser Kapitain, dem er mich abforderte, wollte rasend werden. Er läugnete, daß ich mich auf seinem Schiffe befände. Aber meine Kammerfrau schrie: „Ja sie ist hier, der Barbar will ihnen ihre Tochter rauben.“ Der Elende kam in mein Gemach. „Mamsell, sagte er, sie müssen mir eine entscheidende Antwort geben, darf ich jemals auf ihre Gegenliebe hoffen?“ — „Nein, schrie ich, niemals, mein Herr, sie haben sich mir auf ihr ganzes Leben verhaßt gemacht.“

Er

Er sah mich mit einem teuflischen Blick an. Dreimal gieng er um mich herum, und knirschte mit den Zähnen. Endlich nahm er mich sehr gewaltsam bei der Hand, und schrie; „Nun so kommen sie, Mamsell, wenn ich sie nicht besitzen soll, so soll es doch auch wenigstens mein Nebenbuhler nicht.“ Mit diesen Worten führte er mich fort, und übergab mich meinem Vater. Gleich beim ersten Anblick erkannte ich den theuern Urheber meines Lebens. Ich flog in seine Arme. Er umarmte mich mit einer würklich väterlichen Zärtlichkeit. Er konnte gar nicht satt werden, mich anzusehen, und wenn ich es sagen darf, er schien mit der Figur seiner Tochter ganz zufrieden zu sein.

Ich seufzte, daß ich abreisen, und meinen Geliebten in den Händen des Barbaren lassen sollte. „Bester Vater, sagte ich, es befindet sich auf dem Schiffe ein junger Mensch, der ihnen empfohlen ist, und der sich nach Batavia eingeschifft hat. Er hat mir das Leben gerettet.“ —

„Nun, antwortete mein Vater, so müssen wir ihn mit uns nehmen. Wer ist denn der junge Mensch?" Der Kapitain mochte diese Unterredung mit angehört haben. „Pfui Mamsell, rief er, sie sollten sich schämen, eine so schändliche und ihnen so unwürdige Leidenschaft so merklich blicken zu lassen. Ich bin Herr auf meinem Schiffe und werde nicht zugeben, daß der Elende, in den sie auf eine so schändliche Art verliebt sind, mein Schiff verlasse, ehe er an den Ort seiner Bestimmung ist. Und der ist nicht Batavia, wie sie so unverschämt vorgeben."

Bei diesen Worten erröthete ich, und zitterte am ganzen Körper. „Ach über den Elenden, sagte ich seufzend, was für eine schändliche Vorstellung bringt er meinem besten Vater von mir bei." Mein Vater betrachtete mich sehr aufmerksam. „Nun nun, meine Tochter, sagte er, was soll das heißen?" — „Mein Vater, antwortete ich, hören sie nicht auf diesen Mann. Es spricht die schändlichste Eifersucht aus ihm. Ich habe mich

auf

auf dem Schiffe beständig eingesperrt gehalten. Ich habe jedermann, und den jungen Menschen meinen Erretter, eben so wie jeden andern geflohen. Der schändliche Kapitain hat mich verfolgt. Ich werde ihnen genaue Rechenschaft von meinem Betragen und von dem verhaßten Geheimniß, das ich darüber verbreiten muß, ablegen."

Der Tyrann schwur, er würde den jungen Menschen nicht heraus geben. „Was willst du, meine Tochter? sagte endlich mein Vater. Mit Gewalt kann ich ihn doch dem schurkischen Kapitain nicht entreißen."

Ich mußte mich also, ohne meinen Geliebten auf meines Vaters Schiff begeben. Mein Herz blutet. Was wird aus dem vortreflichen Jüngling werden? Ich fühle auf meiner Brust eine Last, eine eiserne Masse, die mich erstickt. Jetzt brauche ich mich nicht mehr zu verbergen. Ich darf nicht mehr befürchten, ihm auf dem unglücklichen Schiffe zu begegnen. Das Schiff, das ihn trägt, ist

verschwunden. Ich bin fast ganz allein und verlassen. Mein Vater, immer mit Handlungsspeculationen beschäftigt, und in einem, von dem meinigen sehr verschiedenen Alter, scheint für das Gefühl der Liebe gar keinen Sinn mehr zu haben. Es würde mir daher nichts helfen, wenn ich mein Herz vor ihm ausschütten wollte. Er hat mich gefragt, wer der junge Mensch sei, für den ich eingenommen wäre. Ich habe geantwortet, daß ich mich vor der Hand nicht weiter darüber erklären könnte; daß ich ihn aber durch mein Betragen überzeugen würde, daß seine Tochter seiner nicht unwürdig sei. Und würklich schonte er mein Geheimniß.

Die-

Dieselbe an dieselbe.

Batavia Decembr. 1769.

Wir sind glücklich hier angekommen, liebes Muttergen. Wenn werde ich meinen Geliebten wieder sehen? Was ist aus ihm geworden? Grausame Ungewißheit! Alle Nächte träume ich von ihm; und meine Unruhe, verbunden mit dem heißen Klima, an das ich nicht gewohnt bin, hat mich gefährlich krank gemacht. O warum bin ich nicht gestorben? Ich hätte es gewünscht.

In meinem Unglück habe ich doch wenigstens eine Freundin gewonnen. Madam Ribeira, eine junge Portugiesische Wittwe, reich, liebenswürdig und ursprünglich aus Frankreich, hat mir während meiner Krankheit mit der größten Zärtlichkeit und Theilnahme beigestanden. Sie hat einen herrlichen Character, und ist von einer Heiterkeit, die fast die meinige wieder erweckt. Wenigstens

nigstens versüßt sie mir meine Leiden, und macht mir das Leben erträglicher.

Schon hat sich ein Haufen Unverschämter um mich her eingefunden. Ich habe bereits auf zwanzig Verfolger, die alle so klettenartig wie der Kapitain sind. Diese Holländer haben insgesamt dicke Bäuche und Tonnen Goldes. Sie wundern sich höchlich, daß mich dieses nicht reitzt. Sie glauben, ich müsse schon von der heftigsten Leidenschaft eingenommen sein, um so vielen Reitzen zu widerstehen. Von ohngefähr haben sie Recht; aber wäre ich auch ganz gleichgültig, ich fände in Batavia nichts, was mir Empfindung einflößen könnte.

Mein Vater glaubt mit den übrigen, daß mein Herz nicht mehr ganz mein gehöre. Er hat mich wiederholt gefragt, wer der junge Mensch sei, von welchem der Kapitain gesprochen hätte.

„Mein Vater, hab ich ihm geantwortet, es ist ein junger Mann, der nach dem Geständniß aller, die ihn kennen, alle Gaben des Geistes, des Herzens, und des Aeusserlichen in sich vereinigt. Ueber seine Geburt ist ein Schleier verbreitet. Wir machen ihm Geheimnisse vor, wir müssen daher auch die seinigen dulten. Er wird auf eine Zeit lang zu Ihnen kommen, um sich zu bemühen, Ihre Gewogenheit und Ihre Tochter zu erlangen. Aber auf den Rath meiner Tante habe ich mich dazu hergegeben, ihn zu hintergehen, worüber ich mir aber Vorwürfe mache. Ich habe ihm nämlich weisgemacht, ich hätte eine Zwillingsschwester hier in Batavia, die mir außerordentlich ähnlich sähe. Nehmen Sie ihn nun in der Folge zum Schwiegersohn an, so ziehen wir ihn aus dem Irrthum; bin ich aber so unglücklich, daß er ihnen nicht gefällt, so sagen wir ihm nichts, sondern schicken ihn so zurück. Auf diese Art werde ich nicht compromittirt; denn meiner vermeintlichen Schwester getreu, wird er mir nicht schön thun.“

Mein Vater lachte über diesen Plan, er fand ihn etwas sonderbar, aber nachher billigte er ihn doch; und ich muß ihn ferner beibehalten, wenn ich so glücklich bin, meinen Geliebten wieder zu sehen.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia.

Es sind nun schon sechs lange Monate, daß ich in Batavia bin, und mein unglücklicher Geliebter hat sich noch nicht sehen lassen. Großer Gott! ich bin die Ursache seines Todes. Eben so wenig habe ich den barbarischen Kapitain wieder gesehen. Man versichert mir, sein Schiff zu Pondicheri bemerkt zu haben, aber Eugen soll nicht darauf gewesen sein. Es ist also offenbar, daß ihn der Verräther aus dem Wege geräumt hat.

Ich bemühe mich, an dieser so ausgemacht scheinenden Wahrheit zu zweifeln; aber Sie werden es selbst fühlen, liebes Muttergen! wie sehr ich bei der Unruhe über das Loos dieses Unglücklichen leide. Um das Maas meiner Leiden voll zu machen, drängen sich eine Menge Liebhaber um mich her, die nun schlechterdings meine Eroberung machen wollen; und mein Vater fängt selbst an, da der, den ich liebe, nicht ankommt, einige meiner Verfolger zu hören.

Kürzlich sah ich hier einen Charlatan, Namens Gaillard, und seine Begleiterin eine gewisse Mamsell la Montagne, beide Bekannte von meinem Geliebten. Sie ziehen in der ganzen Welt herum. Ich fragte sie nach dem lieben Eugen, sie konnten mir aber keine Nachricht von ihm geben. Sie hatten Briefe an ihn zu bestellen. Ich gab ihnen auch einen Brief mit, den mir mein Herz in die Feder gesagt hatte. Sie versprachen mir, den liebenswürdigen Jüngling aufzusuchen; sie mußten mir aber schwören, ihm nicht zu entdecken, wo sie mich gesehen hatten.

Sollte er wohl in sein Vaterland zurückgegangen sein? Halten Sie ja die genaueste Nachfrage nach ihn, meine Beste! und beruhigen Sie Ihre unglückliche Honoree.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia, im Jänner 1771.

Sie könnten mir also keine Nachricht von ihm geben, liebes Muttergen! könnten mir kein Wort des Trostes sagen! Es ist schon über ein Jahr, daß ich ihn vergebens erwarte. Er ist gewiß nicht mehr, das ist klar. Ach! warum mußten Sie mir abrathen, den Schleier zu nehmen, und mich in Ihrem Kloster mit Ihnen zu vergraben. Es wäre mir alles das Unglück nicht begegnet, das mich nun betroffen hat. Ich muß schlechterdings in Ihre Arme zurück, und mich

dem

dem Gott heiligen, der mich zu seinem Dienst verlangt, da er mir den einzigen Sterblichen entreißt, dem ich angehören möchte.

* *
* *

O, gutes bestes Muttergen, wünschen Sie mir Glück. Ich habe einen Schein von Hofnung, habe Nachricht von ihm. Freilich ist es nur so ein Gesagtes. Es ist nämlich ein Mensch hier angekommen, der den Charlatan Gaillard und Mamsell la Montagne gesehen hat. Diese wollen denn meinen Liebhaber in einem ganz sonderbaren Lande, in einer lateinischen Republik, mitten in Afrika gesehen haben. Sie haben von einer wüsten Insel, von einer Nation Weiber, die unter dem Wasser leben, von einem Koloß, der eine Stadt in der Hand hält, und was weis ich von was allen geredet. Ich begreife nichts von allen diesen Wundern; aber der Reisende versichert, von dem Charlatan gehört zu haben, daß er meinen Geliebten in diesem sonderbaren Lande

gesehen

gesehen hätte. Er soll mir immer getreu geblieben sein, und vor Verlangen brennen, mich wieder zu sehen. Gleichwohl soll er ein junges Frauenzimmer bei sich, und auch ein Kind von ihr haben. Sie haben ihm meinen Brief eingehändigt, und das ihnen auferlegte Stillschweigen genau beobachtet.

Es mag nun sein wie es will, lebt er, so bin ich unendlich glücklich. Ganz gewiß werde ich ihn auch wieder sehen. Er kann seine zärtliche Honoree nicht vergessen. Ich erwarte ihn jeden Augenblick. Ich bin beständig im Hafen, und betrachte alle diejenigen genau, die ausgeschifft werden. Sehe ich einen gutgekleideten jungen Mann, so ist es mein Geliebter; wer kann besser aussehen als er. Sehe ich jemand in dem Gewande der Dürftigkeit, ach! er kann es vielleicht auch sein. Er hat so viel gelitten. Aber was thut das, ich kann sein Unglück wieder gut machen.

Madam

Madam Ribeira ist eben so begierig, ihn zu sehen, als ich. Alle Tage sagt sie zu mir: O das muß er sein, den ich heute gesehen habe. Sie macht Plane zu allerhand Lustbarkeiten, die wir ausführen sollen, wenn der liebe Jüngling bei uns sein wird.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia im Dec. 1771.

Er ist da, meine Beste, ja er selbst, wie er leibt und lebt. Lassen sie alle Pulse lauten. Noch zittre ich über und über, und doch sind es schon zwölf Stunden, daß ich meine Augen an dem lieben Jüngling weide. Glücklicherweise sah ich ihm nicht zuerst. Nikolette, meine Kammerfrau, war so glücklich. Sie sah einen schönen jungen Herrn die Straße herauf kommen, und hörte ihn nach Herrn de l'Astre fragen.

Sie

Sie näherte sich ihm, führte ihn zu meinem Vater, und kam darauf, ganz außer sich für Freude, zu mir gelaufen. „Er ist da, er ist da, schrie sie. Er ist es, es ist ein Engel, ein Gott. Er ist bei dem Herrn. Sie werden ihn den Augenblick zu sehen bekommen.

Ich hatte auch würklich kaum Zeit, Riechwasser zu nehmen, und mich ein wenig zu erholen. Mein Vater rufte mich, ich mußte zitternd erscheinen. Ich hab' ihn gesehen, o Gott! er ist es würklich. Ach! bestes Mutterchen, wie schön ist er! Er hat ein gewisses männlicheres Ansehen bekommen, das ihm, ich weis nicht, so etwas heldenmüthiges und erhabnes giebt. Das heiß ich mir einen Mann. O er wird mein Beschützer, meine Stütze, mein — — wird er wohl mein Gatte werden?

Angebeteter Sterblicher! Ich mußte damit anfangen, ihn zu betrügen. Mein Anblick schien einen sanften Eindruck auf ihn zu machen. Er be-

betrachtete mich, ich möchte fast sagen, mit einer gewissen Bewunderung. Er nahm mich würklich für eine andere, weil ichs ihm gesagt hatte. Ich bin also Mamsell Eleonore. Ich gleiche Mamsell Honoreen außerordentlich. Da ich aber von Honoreen ein Portrait habe, das noch in Frankreich gemahlt ist, so findet Herr Eugen, wenn er es mit mir vergleicht, mich etwas stärker, als meine Schwester, findet, daß ich um zwei Jahre älter aussehe, wie sie (das ist wahr, denn ich bin unterdessen zwei Jahre älter worden) daß ich nicht so ganz weis bin, welches er dem Klima zuschreibt; endlich, daß ich über dem Schlafe eine kleine unmerkliche Narbe habe, die seiner Meinung nach noch ein Reiz mehr sein soll. Würklich habe ich vor einem Jahre, durch einen Stoß, eine kleine Wunde bekommen.

Ich bin also würklich Mamsell Eleonore. Man fragt mich nach Mamsell Honoreen. Ich sage, daß sie sich, nach den neuesten Nachrichten, sehr wohl befindet. Aber ihm ihren Aufenthalt

zu

zu entdecken, habe ich geradezu abgeschlagen. Ich habe vergessen, Ihnen zu sagen, daß er auch meine Stimme äußerst ähnlich findet. Merken Sie das wohl? Es giebt in der That gewisse Erscheinungen, über die man gar nicht hinaus kommen kann.

Mein Vater findet ihn allerliebst. Das ist sein eigner Ausdruck. Vorher hatte ich ihn noch nie dieses Wort aussprechen hören. Sie wissen, daß er gar nicht Enthusiast ist, und irgend jemand zu sehr lobt. O, wenn er ihm gefällt, welches Glück für mich! O lieber Eugen, wie sehr will ich eilen, dir die Binde von den Augen zu nehmen, wie zärtlich dich um Verzeihung bitten, daß ich dich eine Zeitlang hintergieng. Jetzt denke ich nicht mehr ans Kloster.

Den

Den 17. Decembr.

Madam Ribeira ist schon sterblich in ihn verliebt. „Das ist ein Gott, sagt sie, vor dem muß man auf die Knie niederfallen." Sie will mir ihn wegfangen, aber alle Weiber in Batavia werden ihr ihn streitig machen. Schon ist er ihr Ideal. Man spricht in der ganzen Stadt von nichts, als von dem schönen Franzosen. Man betrachtet ihn mit Erstaunen, aber die Männer sind wüthend und eifersüchtig. Alle ihre Tonnen Goldes sichern sie nicht gegen das unverkennbare Verdienst des Neuangekommenen. Um ihn gehörig zu schätzen, erkundigen sie sich sorgfältig, wie viel er in Vermögen habe. Es scheint, als wollten sich diese Holländer würklich verfeinern. Es waren einige darunter, die dumm gegen ihn thun wollten, er hat ihnen aber Lebensart gelehrt. Niemand will sich mehr an ihn reiben. Sonst war besonders ein gewisser Engeländer hier, vor dem jedermann zitterte, so grimmig that er aus, und der wird jetzt in der ganzen

Stadt ausgelacht, weil er sich von dem schönen Franzosen hat lassen die Ohren waschen. O der theure Jüngling! Sein Leben war um meinetwillen in Gefahr. Ohne seine außerordentliche Stärke, hätte er unterlegen. Mein Herz soll ihm das gewiß nicht vergessen.

Mein Vater ist würklich auch ganz Enthusiast für ihn. Der junge Mensch hat so viele Kenntnisse, daß er ihn gar merklich unterstützt. Herr de l'Astre findet außerordentliche Talente in ihm. Nunmehr habe ich sehr gute und sehr gegründete Hoffnung. Wir bereiten ihn jetzt darauf vor, Honoreen wiederzusehen. Wir haben ihm gesagt, daß sie bald ankommen werde. Er ist wie im Himmel, doch that ihm auch eine solche Neuigkeit noth, um sich wider die Untreue zu stählen; denn mir kommt es so vor, als wenn ich Eindruck auf ihn gemacht hätte. Eine gegenwärtige Geliebte hätte wohl über die abwesende siegen können; aber Honoree wird nun bald in ihre vorigen Rechte eintreten.

Madam Ribeira hat, wie mir es scheint, meinen Geliebten gegen mich aufhetzen wollen. Zwar eigentlich nicht gegen mich, die sie kennt, sondern gegen meine Schwester Honoree, die sie nicht kennt, und der sie also auch ihre Leidenschaft aufzuopfern, eben keine Verbindlichkeit hat. Denn sie weis nicht um mein Geheimniß. Sie weis nicht anders, als daß ich würklich eine Zwillingsschwester habe, und daß Eugen auf mich, Eleonoren, eben so wenig Absicht habe, als ich auf ihn. Sie hat ihm ohne alle Umstände ihre zweihunderttausend Livres Renten angeboten, hat aber mit samt ihrem Vermögen den Korb erhalten. Damit weis sie sich eben nicht groß und Eugen auch nicht. Er denkt gar nicht daran, sich aus einer solchen Aufopferung ein Verdienst zu machen.

Fortsetzung.

Batavia, April 1772.

Er hat der Madam Ribeira ihren guten Willen gar reichlich vergolten. Ohne ihn wäre sie zu Goa in einem Auto-da-fe lebendig verbrannt worden. Sie war in der Absicht dahin gereißt, eine reiche Erbschaft zu heben. Vorlaut, wie sie ist, hatte sie unbedachtsame Dinge ausgehen lassen, und kurz sie war zum Scheiterhaufen verurtheilt. Eugen erfährt es, eilt ihr zu Hülfe, rettet sie von der abscheulichen Todesstrafe und schaft ihr die Erbschaft wieder, die schon zum Besten der Mönche konfiszirt war. Sie bot ihm die ganze Erbschaft; aber Eugen Sans-Pair treibt keinen Handel mit Heldensinn und Großmuth. Mein Vater wollte durchaus haben, er sollte hunderttausend Franken annehmen, und solche in seine Handlung thun. Der liebe Jüngling wird der Erretter aller derer, die das Glück haben, ihn kennen zu lernen.

Fortsetzung.

April.

Ach, theuerste Freundin! ich bin in Verzweiflung. Meine ganze Hofnung ist zerstört. Das Schiff, welches Eugen erwartete, und welches seinen Gedanken nach, Honoreen am Bord hatte, ist angekommen. Es hat Neuigkeiten mitgebracht, erschreckliche Neuigkeiten, die ich aber nicht erfahren kann. Mein Vater, der so geneigt schien, seine Einwilligung zu unserer Verbindung zu geben, hat plötzlich seine Gesinnungen geändert. Er sagt unübersteigliche Hindernisse stellten sich einer solchen Heirath entgegen, und hat mir sehr ernstlich angedeutet, nicht mehr daran zu denken.

Ein Donnerschlag war für mich diese Nachricht. Meinem Geliebten mag eine ähnliche Erklärung geschehen sein, denn er ist ganz ausser sich. Mein Vater geht darauf um, ihn bald-

möglichst nach Frankreich zurückzuschicken. Aber ob er ihn gleich so streng behandelt, so scheint er ihn doch nicht zu hassen. Er begegnet ihm noch immer mit der größten Freundlichkeit. Er bemerkte auf eine sehr schmeichelhafte Weise, daß ihm der junge Mensch sehr ähnlich sehe. Und das ist wahr. Diese Bemerkung habe ich schon längst gemacht. Er nennt ihn jetzt für beständig seinen Sohn, und ich erinnere mich nicht, daß er ihm vorher diesen Namen gegeben habe. Demohngeachtet läßt seine Strenge nicht nach. Er will ihn, wie gesagt, nach Frankreich zurückschicken, und meine Bestürzung, meine Traurigkeit ist unbeschreiblich.

Wie glücklich sind Sie, liebes Muttergen. In der friedlichen Einsamkeit, in der Sie leben, sind Ihnen die Stürme der Leidenschaften und vorzüglich die der Liebe unbekannt. Wie beneide ich eine so reizende Ruhe. Warum haben Sie mich von einem glücklichen Leben zurückgehalten? Ich fühle, daß der Himmel selbst mich dazu ruft.

Ich muß so bald als möglich nach Frankreich, um mich diesem englischen Leben zu weihen, welches wenigstens zur Glückseligkeit führt, wenn es auch die Glückseligkeit nicht selbst ist.

Der arme Unglückliche sucht Trost bei mir. Ich muß noch immer fortfahren, ihn zu hintergehen. Er leidet um meinetwillen, ich liebe ihn desto mehr, und doch muß ich mich vor demjenigen verbergen, der Meister meines Herzens ist.

Meine Gesundheit hat gelitten, beste Freundin. Mein Vater sieht es, und seufzet darüber, aber er kann seinen Entschluß nicht ändern. „Du mußt zurück nach Frankreich, liebes Kind, sagt er, vielleicht stellt die vaterländische Luft deine Gesundheit wieder her." Ich werde also in Ihre Arme zurückeilen, meine Beste! die Reize der Freundschaft sollen mich für die Entzückungen der Liebe schadlos halten.

Eugen selbst wird mich begleiten, immer ohne mich zu kennen. Der arme Jüngling! Er sieht mich schmachten, er liebt mich, wie es scheint, um so zärtlicher. Denn jetzt ist es Eleonore, die er liebt. Sie leidet. Der vortrefliche Jüngling nimmt, wie alle gute Seelen, Theil an der Unglücklichen.

Mein Vater macht alle Anstalten zur Abreise.

* * * *

Ach, meine Beste! ich werde Sie wohl nie wieder sehen. Meine Gesundheit ist ganz zerrüttet, nur noch wie ein Funken glimmt mein Leben. Schon fühle ich den Tod in mir.

Ich muß sterben. Ich habe mich darein ergeben. Der Tod gefällt mir. Dieser fürchterliche Gegenstand hat Reitze für mich. Ich habe mir meinen Sarg machen lassen. Schon liege ich in diesem letzten Zufluchtsort, und bringe ganze

Nächte

Nächte darinnen zu. Es gefällt mir so wohl darinnen, ich halte mich schon für abgeschieden. Ich stelle mir vor, wie mein Geliebter sich meiner Leiche nähern wird, wenn ich den letzten Seufzer werde ausgestossen haben. Mit seinen Thränen wird er mich benetzen. Er wird seine erhitzten Lippen auf meine kalten Wangen drücken. Ach dieser Kuß wird bis in die Wohnungen des Todes zu mir dringen.

Ich habe mein Zimmer wie eine Todenkapelle, mit allen den traurigen Verzierungen, die dem Tode zukommen, ausputzen lassen. Auch der Schmerz hat seine Reitze, und das Hinscheiden seine Annehmlichkeiten. Jetzt kenne ich keine andern. Ich bin schon tod, sage ich Ihnen. Ich liege ganze Stunden lang unbeweglich, mit geschloßnen Augen und gefalteten Händen in meinem Sarge. Man besucht mich, ich antworte nicht: ich will nicht, daß man mein trauriges Vergnügen störe. Nein, sage ich Ihnen, ich antworte nicht, selbst meinem Vater, selbst meinem Gelieb-

ten nicht. Der herrliche Jüngling! Auf den Zehen schleicht er sich zu mir hin, und sagt mir ganz leise ins Ohr: Mamsell Eleonore schlafen sie? Keine Antwort. Er läßt sich ganz sanft neben mir auf seine Knie nieder. Er betrachtet mich liebevoll, drückt einen verstohlnen Kuß auf mein Gewand, und zieht sich seufzend zurück; und ich genieße im Stillen seiner liebevollen Zärtlichkeit. . . . Ach, liebe Freundin, mein Kopf ist wohl eben so eingenommen, als mein Herz. Ich bin oft ohne Bewußtsein. Ich weiß oft nicht, was ich rede und schreibe. Verzeihen Sie Ihrer unglücklichen Freundin. Schreiben Sie mir, um mich zu stärken. Ach! daß uns doch so viele Meere trennen.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia 1772.

Ich muß sterben, meine Freundin, das ist gewiß. Der Gott des Weltalls ruft mich zu sich. Er hat mir einen himmlischen Traum zugeschickt, um mich vor seinem Thron zu laden.

Ich sah meinen Sarg in einer Todengruft hingestellt, neben mehrern andern, die mit Mausoleen und Todenurnen geziert, in verschiedenen Nischen standen. Die Statüen, welche dort herumgestellt waren, schienen mich anzublicken und zu weinen. Nur eine einzige in der Gruft aufgehängte Lampe verbreitete einen blassen Schimmer um sich her. Plötzlich hörte ich gegen die vier Enden der Welt vier Trompeten erschallen. Die Gruft eröfnete sich mit einem Getöse, und ein himmlisches Licht verbreitete sich über die Gräber. Mitten in den Strahlen sahe ich einen glänzenden

Engel,

Engel, gekleidet in ein schneeweißes Gewand, herabsteigen. Dieser Engel nahte sich mir auf einer Wolke. Er hatte ganz die Gestalt meiner guten Mutter Sanct-Amand, so wie sie gewesen sein muß, als noch die erste Jugendblüthe sich über ihre jungfräuliche Schönheit verbreitete. „Meine Tochter, sagte der strahlende Engel, der Ewige hat Erbarmen mit dir, er ruft dich zu sich, komm, folge mir."

Hierauf nahm mich der wohlthätige Engel bei der Hand, und führte mich mit sich durch die Wolken, bis zu dem Throne des Ewigen. Das himmlische Licht betäubte mich. Ich warf mich nieder vor das Tribunal des großen Richters. Die Seraphinen trugen mich auf einen glänzenden Thron, wo ich für ihre zwei Platz fand. Man sagte mir: „Blicke in diesen prophetischen Spiegel du wirst sehen, daß dein Vielgeliebter sich bald mit dir vereinigen wird.

Ich

Ich sah hinein in diesen Spiegel; ich erblickte darinnen einen andern Thron, gleich dem, auf welchem ich saß. Mein Geliebter kam, und setzte sich neben mir, und das himmlische Chor sang: „Glücklich müssen sie sein, diese zärtlichen Liebenden, durch ihre Liebe haben sie die ewige Krone der Glückseligkeit verdient.“ Ich erwachte über den melodischen Tönen der himmlischen Sänger.

Dies wäre also mein Traum, liebste Freundin. Es ist offenbar, ich sage es nochmalen, daß Gott mich zu sich ruft. Ich werde also sterben. Mein Geliebter wird mir nachfolgen, aber nicht sogleich. Erst wird er noch auf dieser Erde die edle Laufbahn vollenden, zu der ihm seine Talente und seine Tugenden rufen. Beten sie für mich, meine Theuerste. Empfehlen sie mich der jungfräulichen Seele, die Sie umgeben, damit ihre keuschen Gebete, verbunden mit den Ihrigen für mich gen Himmel steigen, und mir die Gnade des höchsten Richters erflehen. Wenn ich von diesem unglücklichen Körper, in welchem ich nun

beinahe

beinahe zwanzig Jahre lang schmachte, getrennt sein werde, dann wird meine Seele, diese leichte lüftige Substanz über die Meere hinweg fliegen, und Ihnen erscheinen. Fürchten Sie sich nicht dafür, liebes Muttergen; es ist eine Freundin, die Ihnen erscheinen wird. Vor Ihr Bette werde ich treten, vielleicht blaß und abgezehrt, wie ein verlaßner Schatten, der aus den Gräbern emporsteigt, vielleicht aber auch strahlend und heiter, wie eine glückliche Seele, welche sich von den himmlischen Thronen herabläßt. O meine Freundin, ich werde Ihnen Ihren Platz in den Wohnungen des Himmels bereit halten; aber nicht etwan um Ihren Tod zu beschleunigen, nein, gerade das Gegentheil. Möchten Sie doch noch lange auf dieser Erde wallen, um allen den tugendhaften Seelen, die in Ihnen ihres gleichen finden, Beispiel und Trost zu sein.

Mein Vater macht eine Reise in Handlungsgeschäften. Nach seiner Zurückkunft muß mein Geliebter eine noch größere machen, nach deren

Been-

Beendigung wir nach Frankreich zurückkehren werden, wenn nicht unterdessen Gott über ihre unglückliche Freundin geboten hat.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia, 1772.

Mein Vater ist zurück, liebes Muttergen. Mein Geliebter hingegen hat eine Reise nach Indostan angetreten, um verschiedene Handelshäußer auf der Küste von Koromandel zu besuchen. Es ist ausgemacht, daß ich nach seiner Zurückkunft mit ihm nach Frankreich reisen werde, wenn nicht bis dahin Gott über mich gebietet. Er soll aber nicht wissen, daß er mich dahin begleitet, das haben wir erst neuerlich bedacht. Wenn er von seiner jetzigen Reise zurückkommt, wird er mich nicht mehr in meines Vaters Hause finden. Ich werde schon eingeschifft, oder sonst wo verborgen sein. Meine Kammer-

frau

frau, die ziemlich verschmitzt und listig ist, und dabei einen gewissen Hang hat, kleine Bosheiten ausgehen zu lassen, ist auf den Gedanken gekommen, mich sterben und meinen Geliebten meinen Leichnam nach Frankreich bringen zu lassen, um ihn daselbst in der Gruft meiner Väter beizusetzen. Wahrscheinlich wird es würklich mein Leichnam sein, den er nach Frankreich bringt, denn es ist mit allem Grunde zu befürchten, daß ich meinem Schmerzen unterliegen werde. Sollte ich sie aber überleben, so ist dies das Mittel, ihn zu hintergehen. Vielleicht ist es eben nicht christlich. Ich habe mich lassen in Wachs pussiren, und die Aehnlichkeit kann nicht auffallender sein. Die Augen sind wie bei einer Verstorbenen verschlossen, und übrigens sind an diesem Wachsgesichte ordentliche Augenbraunen und Haupthaare angebracht. Man hat dazu eine Puppe von meiner Größe gemacht. Der Hals, die Brust und die Hände sind so wie das Gesicht von Wachs, und alles ist vollkommen natürlich gemahlt. Die Puppe ist völlig wie eine Leiche angeputzt. Man hat sie in einem Sarg gelegt und

diesen

dieser mit einer Glasscheibe bedeckt. Man hat diesen Sarg so schwer gemacht, als ich ungefähr wiege, und wer ihn nur gesehen hat, ist getäuscht worden. Diese allgemeine Täuschung hat meiner Kammerfrau eine noch tollere Idee in den Kopf gesetzt. Sie hat mich gleich den Augenblick sterben lassen. Das machte mir keine weitere Mühe, als daß ich mich verbergen mußte. Die Närrin lies mein Zimmer wie ein völliges Leichenparadezimmer auszieren, wozu ich schon einen ziemlichen Anfang gemacht hatte. Sie lies die künstliche Puppe ordentlich wie eine Prinzessin auf ein Paradebette legen, lies rings herum Wachskerzen anzünden, und so stellte man sie zur öffentlichen Huldigung und so zu sagen, zur Anbetung des Publikums, welches haufenweis herbeieilte und vor diesem Trauergerüste niederkniete. Wir haben sogar, denken Sie nur, Wache vor der Thüre, um zu verhindern, daß sich niemand allzunahe hinzudrängt und die ganze Sache entdeckt.

Ich war bei allen diesen Auftritten versteckt, und mußte eben sowohl über die Leichtgläubigkeit als über die Huldigungen der Zuschauer lächeln. Das einzige, was mich recht von Herzen dabei freute, war dieses, daß mich die ganze Stadt recht aufrichtig bedauerte, als sie meinen vermeintlichen Tod erfuhr. Ich selbst hörte die Lobeserhebungen, die man mir allgemein beilegte, und die würklich von Herzen zu gehen schienen, weil sie ganz freiwillig und ohne die geringste Nebenabsicht erschallten.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia 1772.

O Gott! während ich mich mit Betrügereien abgebe, straft mich der Himmel. Mein Vater ist so eben in Verhaft genommen worden, ich weis nicht warum. Man meint, es beträfe Staatsangelegenheiten, und das ist leicht mög-

lich.

lich. Großer Gott! was wird noch aus uns werden. O, ich sehe es mehr als zu wohl, ich muß noch würklich sterben.

Mein Geliebter ist wieder hier. Ich war des Spiels sehr müde, das man mich spielen lies. Ich wollte ihm alles entdecken; aber meine garstige Kammerfrau hielt mich ab. Sie versicherte mich, es sei der Wille meines Vaters, diese Täuschung, die er ihr, als er in das Gefängniß geführt wurde, ausdrücklich anempfohlen habe, zu unterhalten.

Ich mußte mich also noch länger zu einem Kinderspiele hergeben, das mir mißfällt. Mein Geliebter kam ebenfalls, um mich zu sehen. Er betrachtete die Puppe beim Scheine der Wachskerzen, und wurde wie alle übrigen getäuscht. Ich sah ein zwiefaches Schrecken sich seiner bemächtigen, nämlich über die Verhaftnehmung meines Vaters, und über meinen vermeintlichen Tod. Aber ohngeachtet seiner äußersten Empfindsamkeit sah ich doch in seinem Gesicht den Ausdruck der Stärke und des Muthes. Sein Herz blutet viel-

leicht, aber ganz zu Boden gedrückt, ist er nicht. Er fragte alle Menschen: Schläft sie, oder ist sie tod? Niemand antwortete ihm. Aber man weinte, und diese Sprache ist deutlich genug. Er suchte bei der kranken Madam Ribeira Trost. Sie weiß nunmehro um das Geheimniß, und sie ist verschwiegen; aber sie mißbilligt es höchlich. Ich stand eben bei ihrem Bette, als er hereintrat. Ich verbarg mich hinter die Gardinen, hörte sein Bedauern, seine Liebe, seinen Schmerz. Ich konnte meine Seufzer nicht zurückhalten, und er muß sie gehört haben.

Dieselbe an dieselbe.

Batavia, 1772.

O Himmel! er ist selbst arretirt. Ich habe mich legen müssen, möchte ich doch nie wieder aufstehen. Die gute Madam Ribeira, obgleich selbst noch krank, hat sich doch aufgemacht, um mich zu warten und zu trösten. Wie sehr rührt

rührt mich diese Zärtlichkeit. Komme ich wieder auf, so hab ich es ihr blos zu danken. Sie ist es noch, die mich an das Leben fesselt.

* *
* *

Mein Geliebter ist wieder frei; aber meinem Vater behält man noch im Arrest. Doch hat Eugen die Madam Ribeira versichert, daß derselbe nach dem Verhör, das er ausstehen müssen, eben so unschuldig sei, als er selbst. Diese Versicherung hat mich beruhigt. Er ist mit meinem Vater konfrontirt worden, und dieser hat ihn beschworen, seine Tochter lebendig oder tod nach Frankreich zu begleiten.

Wir machen alle Anstalten zu unserer Abreise. Madam Ribeira reist mit uns, und will sich in Frankreich niederlassen. Mein Geliebter giebt sich unsägliche Mühe, das Vermögen meines Vaters und der Madam Ribeira in Ordnung zu bringen. Wir haben die Puppe in den Sarg gelegt. Wir haben die Glasdecke darauf gethan, und da wir be-

befürchteten, dies möchte nicht hinlänglich sein, sein durchdringendes Auge zu täuschen, so habe ich noch einen doppelten Flor über das Glas gezogen, wodurch man die Figur noch so ziemlich erkennen kann. Nun halte ich es für unmöglich hinter diese Täuschung zu kommen. Man hat ihm noch dazu weisgemacht, ich habe noch sterbend auf das feierlichste verboten, den Flor zu verrucken. Und so glaubt er steif und feste, er führe die Leiche der unglücklichen Eleonore nach Frankreich.

Man hat ihm den köstlichen Schatz überreicht. Er nahm ihn auf den Knien und mit dem edlen Schmerz auf, den ich bei ihm voraussetzen konnte. Mit liebevollen Blicken betrachtete er den Sarg, und wohl tausendmal küßte er den Flor, der ihn bedeckt. Er hat den Sarg auf das Schiff bringen und ihn in ein kleines Gemach setzen lassen, welches mein Leichenparadezimmer in kleinem vorstellte. Armer Eugen! kann ich dich wohl wegen deiner Leichtgläubigkeit tadeln, da sie ein Beweis deines ausserordentlichen Zutrauens gegen mich ist?

Wir

Wir sind im Begriff uns einzuschiffen, meine Beste. Ich schließe diesen Brief, um ihn mit meinem Schiff abgehen zu lassen, welches gerade nach Frankreich seegelt. Das unsrige ist für Holland geladen. Auf der See werde ich mein Tagebuch fortsetzen. Sie sind mein letzter Gedanke auf dem festen Lande, Sie werden mein erster auf den Wellen sein. Beten Sie für mich. Ich umarme Sie.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Paris, Februar 1773.

Täuschung.

Du siehst, lieber Freund! aus dem Tagebuche der schönen Honoree, wie sehr ich getäuscht worden bin. O Honoree, Honoree! wer hätte das gedacht! Aber sie ist ein Weib, und so viele Vollkommenheiten auch das schöne Geschlecht immer haben mag, so ist es doch sein Loos, uns zu

täuschen, und das unsrige von ihm getäuscht zu werden. Aber Gott! mir, der ich sie so innig liebe, mir that sie das! Kann man wohl denjenigen hintergehen, den man liebt? Und doch, doch; denn jede Zeile dieser Briefe, die mich jetzt beunruhigen, enthält eben so viele zärtliche Gesinnungen gegen deinen Freund. Ueberdem schreibt sich jene Täuschung nicht einmal von der liebenswürdigen unschuldigen Person her, welche die einzige ihres Geschlechts ist. Die erste Idee dazu kam von ihrer Tante. Ihr Vater, ihre Freundin, selbst ihre Kammerfrau alles mengte sich hinein. Sie wurde gleichsam mit Gewalt gezwungen, sich zu dieser gemeinschaftlichen Thorheit herzugeben, die sie sich so oft selbst vorwirft. Es ist oft etwas in ihrem Betragen, das eine Art von Verwirrung ankündigt, allein es ist die Verwirrung der Liebe. Blos diese rührende Leidenschaft ist es, die sie zu Schwachheiten verleitet, die für mich so schmeichelhaft sind, und für welche ich ihr so vielen Dank schuldig bin. Kurz und gut sie lebt, sie ist in Holland. Ich werde nicht säumen,

men, sie wieder zu sehen. Mit ihren Briefen in der Hand werde ich vor ihr erscheinen. Wie groß wird ihr Erstaunen sein, in welche Verlegenheit werde ich sie setzen. O, meine schöne Honoree! verberge dich in meinen Busen. Meine Gebieterin wird erröthen, meine Gebieterin wird mich vielleicht gar um Verzeihung bitten. Ich werde mich ihr zu Füssen werfen, um ihr solche zu gewähren, und unsere Aussöhnung wird mit den zärtlichsten Liebkosungen versiegelt werden.

Alles wohl überlegt, muß ich über diese Briefe entzückt sein; und auf den Knien muß ich ihr dafür danken, daß sie dieselben geschrieben hat.

Ich liege Dir nicht an, nach Paris zu kommen, liebster Freund! weil ich Dich in Rouen besuchen will, und in Deiner Gesellschaft wird es mir um so angenehmer sein, einige Tage im Schooße meiner Familie zuzubringen. Umarme meine Aeltern. Du läßt mich ziemlich lange auf eine Antwort warten.

Ludwig l'Ange an Eugen.

Rouen.

Sei mir gegrüßt, theuerster Freund. Ich bin recht toll darüber, daß Du mich in Paris nicht getroffen hast, und eben so toll, daß ich gerade nicht hier in Rouen war, als Dein Brief ankam, und daß ich Dir also Blandulens Adresse nicht sogleich schicken konnte. Du hast sie aber nun schon gefunden, und ich wünsche Dir Glück dazu. Bei Ankunft Deines Briefes war ich eben auf dem Lande, und ich erhielt ihn nicht eher bis ich in die Stadt zurückkam. Deine Aeltern und Dein Freund mußten also einige Tage das süsse Vergnügen entbehren, Dich so nahe zu wissen.

Ich argwohnte immer, daß man Dich täusche. Die geheimnißvolle Zonoree verbarg mir den eigentlichen Ort ihres Aufenthaltes zu sorgfältig, und eben daher kam ich auf die Vermuthung, daß sie nicht mehr in Frankreich sei. Noch dazu hatte man im Asterischen Hause niemalen etwas

was von einer Mamsell Eleonore de l'Astre gehört. Ich würde Dir meinen Argwohn, würde Dir die Ursachen davon angegeben haben, aber die liebe Mutter St. Amand hatte die Geschicklichkeit, mich davon abzuhalten. Aber du, mein Herr Philosoph, wie hast Du Dich so sehr können täuschen lassen? wie hast Du Deine Geliebte für eine andere nehmen können? Wie? nicht einmal die Liebe konnte Dir die Augen öffnen? Ja, wirst Du sagen: die thut das Gegentheil, sie macht uns blind.

Dein Vater hat herzlich über den Streich gelacht, den man Dir gespielt hat. „Ach, der gute Junge, mit samt seiner Philosophie, sagt er, was hat er sich nicht alles lassen aufbinden. Ja ja, die Weiber, die Weiber!

Und über die Mutter St. Amand, daß sie mich so angeführt hat, mich, ein Weib wie sie! Zwar nicht, als ob sie mir Absurditäten weis gemacht hätte, aber dadurch, daß sie mich verhindert hat, meinen Freund die Augen zu öffnen.

Komm,

Komm, Freund, wir erwarten Dich. Dein Vater hat noch ein Dutzend Bouteillen herrlichen Burgunder, die er auf deine Ankunft aufhebt.

Eugen, an Ludwig l'Angen.

Paris Februar 1773

Nun nur nicht so sehr auf die Weiber groß gethan, mein lieber weiblicher Freund. Habe ich nicht die Mutter St. Amand in die Falle gelockt; und das zwar ohne die geringste Absicht auf Seiten meiner? Sie ist der Spott des ganzen Komplotts worden, dem sie zum Werkzeug diente. Sie war doch eigentlich, auf das fälschliche Vorgeben von Eleonorens Tode vorbereitet, und doch, als sie meinen so wahren, so innigen Schmerz sah, konnte sie die Nachricht nicht für falsch halten, und fieng sich selbst. Jetzt ist ihrs gar nicht recht, daß sie mir die Briefe gegeben hat, die mir das Verständnis öffneten. Sie hat neuerlich wieder Briefe von Honoreen bekommen. Hier sieh nur, mit welcher klösterlichen Würde sie mir schreibt.

Die

Die Mutter St. Amand an Eugen.

Paris, Febr. 1773

Mein Gott, was hab' ich gemacht, mein Herr. Welche Unbesonnenheit habe ich begangen. Ich ärgere mich darüber; aber was kann das helfen? Was werden Sie von mir sagen! Auch ich habe sie täuschen helfen, aber ich war es auch, die Ihnen die Augen öffnete.

Wie schwach ich doch bin. Ich hätte ja wissen sollen, daß die gewandte Honoree, nicht damit zufrieden, Sie so sehr zu täuschen, daß Sie sie für eine andere zu nehmen, bewogen wurden, Ihnen auch noch obendrein eine wächserne Puppe gab, die Sie für diese Andre halten mußten, die man für tod ausgab. Und ich Schwachkopf, von diesem vorgeblichen Tod unterrichtet, habe die Thorheit, mich zu vergessen, als Sie mir davon erzehlen, und verliere sogar den Kopf so sehr, Ihnen die Briefe auszuhändigen, die ich vielleicht hätte an mir behalten sollen, und wenn der Tod gewiß gewesen wäre.

Indessen

Indessen, da Sie einmal unterrichtet sind, so habe ich auch weiter kein Geheimniß vor Ihnen. Hier sind die Briefe, die ich so eben von meiner lieben Honoree erhalten habe. Sie sind auf dem Schiffe geschrieben, und Sie, mein Herr, spielen darinnen eben die Rolle, wie in den vorigen.

Ich bitte sie nochmals sehr um Verzeihung, daß ich Sie habe hintergehen helfen. Honoree machte mir es zum Gesetz. Ihr Wille wird mir jederzeit heilig sein. Und die Wahrheit zu sagen, ich glaubte, Sie würden die Augen öffnen, und selbst hinter die Täuschung kommen. Ihr Freund, Ludwig l'Ange sah schärfer. Er argwohnte den Streich sogleich, und ich hatte alle mögliche Mühe, ihm von Plaudern abzuhalten.

Blandule, Lucile, alle ihre Weiber merkten die Wahrheit; Sie allein waren blind, Sie allein waren aber auch geliebt. Erröthen Sie nur nicht darüber, lieber junger Mann, daß Sie getäuscht worden sind. Diese Leichtgläubigkeit ist eben sowohl ein Beweis von der Unschuld Ihres

Her=

Herzens, als von Ihrer Achtung und von Ihrer ausnehmenden Liebe zu meiner Freundin. Ich für meinen Theil habe bei dieser Gelegenheit manche kleine Lüge gesagt. Es gehen mir nunmehr auch meinerseits die Augen auf. Ich fühle, daß ich unrecht gethan habe, und bitte Gott und Sie deswegen um Vergebung.

Honoree an die Mutter St. Amand.

Auf der See.

Ich habe Ihnen versprochen, liebes Muttergen auch auf der See fortzufahren, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich halte Wort, und fange damit an, Ihnen zu sagen, daß ich täglich von meinen Geliebten bezauberter werde. Er liebt mich zum Anbeten, und macht meinem Bilde den Hof. Madam Ribeira sagt: „er ist sehr verliebt, denn er handelt sehr thörigt, aber diese Thorheit ist die Thorheit des größten der Menschen. Er ist ein Gott. Man erkennt ihn an seiner erhabenen Liebe, so wie an seinen übrigen Eigenschaften."

O! wie er alle Nächte stillschweigend das betrügerische Bild anbetet, das in seinem Zimmer steht. Welche Einbildungskraft gehört dazu, an einer leblosen Puppe so viel zu finden; welche Empfindsamkeit sich über ein Stückgen Wachs so zu härmen. Aber freilich ist es in seinen Augen keine Puppe. Er leiht ihr seinen Geist, sie antwortet ihn. Sie unterhalten sich mit einander bei dem blassen Scheine der nächtlichen Sterne; und wenn der empfindsame Jüngling die ganze Nacht durch mit dieser süssen Unterhaltung zugebracht hat, so huldigt er auch noch am Tage stundenlang seiner wächsernen Gött.n; und ich, ich bin der Gegenstand dieser geheimen Gefühle. Ja lieber Eugen, deine Honoree wird dir das nicht vergessen. O, warum hab' ich kein Vermögen, das deiner würdig ist, um es dir anzubieten. Warum besitze ich kein Königreich, um es dir zu Füßen zu legen.

Fort-

Fortsetzung.

Auf der See, 1772.

Ach! meine theureste Freundin, alles ist verlohren. Mein Glück ist dahin. Ich bin nichts mehr. Eine schreckliche Revolution hat mich ganz vernichtet.

Wir haben an der Mündung des Gambie ein junges Frauenzimmer gefunden, das eben im Begriff war zu versinken. Er rettete ihr das Leben, so wie er es allen denen zu retten gewohnt ist, die er kennet. Er brachte sie auf unser Schiff. Wir waren alle erstaunt, eine Afrikanerin zu sehen, die lateinisch redete. Es war Agrestule, eine kleine Wilde, mit welcher er eine Zeitlang auf einer wüsten Insel lebte, und die nachher bei einem Römisch-Afrikanischen Volke eine Göttin wurde. Sie brachte ihm eine Legion kleiner Kinder mit, die einen höllischen Lermen um ihn her machten, indem sie alle aus vollem Halse Papa schrien. Es sind alles seine Kinder. Eines davon

hat er mit Agrestulen, und die übrigen mit verschiedenen andern Schönheiten gezeugt. Der Mensch ist bei aller seiner Liebe für Honoreen nicht müssig gewesen.

Ach mein armes Wachsbild ist nunmehr von einer lebendigen Geliebten verdrängt worden, und liegt ganz verlassen in seinem Behältniß. Zum Unglück ist die Grausame auch außerordentlich schön. Sie weis sich beliebt zu machen, selbst bei Weibern. Madam Ribeira findet sogar in meiner Gegenwart Geschmack an ihr. Ja was sage ich, sie ist ganz vernarrt in sie. Agrestule wagt es, sich für die Gattin meines Geliebten auszugeben. Sie reclamirt ganz laut ihre Rechte an ihm. O Himmel! werde ich wohl jemals von den entehrenden Qualen der Eifersucht befreit werden?

Fortsetzung.

Agrestule siegt. Sie beträgt sich öffentlich als seine Gattin. Sie bringen die Nächte beisammen

sammen zu. Ach arme Honoree, du glaubst dich geliebt. Alle übrigen Weiber von seiner Bekanntschaft, sind durch ein zärtlicheres Band an ihn geknüpft. Alle haben sie von ihm Pfänder seiner Liebe. Und ich, was habe ich, das mich an ihm bindet? Nie haben wir eine halbe Stunde lang unter vier Augen mit einander gesprochen. Kaum hat er einigemal meine Hand berührt, außer damals, als wir mit einander in ein Grab eingesperrt waren. Damals drückte er mich einigemal an seinen Busen, aber seitdem herrschte die strengste Zurückhaltung, die kälteste Entfernung. Ich Unglückliche, von allen Weibern seiner Bekanntschaft bin ich ihm die fremdeste. Und doch glaubte ich mich geliebt. Aber ich will gerecht sein, ich will die Rechte der übrigen anerkennen. Sie opferten ihm ihre Ehre auf, ich habe die meinige noch. Sie empfanden die Süßigkeiten der Liebe, mich verläßt man. — — Aber lieber Eugen, sei glücklich, und deine Honoree bleibe im Verborgenen.

Honoree an die Mutter St. Amand.

Amsterdam, Febr. 1773.

Wir sind glücklich in Holland angekommen, liebste Freundin. Mir wurde die Zeit ziemlich lange, bis ich das Schiff, die Agrestule, die gekommen ist, mich zu martern, und den Menschen, den ich liebe, und von dem ich mich geliebt glaubte, verlassen konnte. Aber er wußte es doch wenigstens nicht, daß er mir so nahe war. Er hielt mich für tod, und vielleicht bin ichs für ihn.

Ich werde mich mit niemand mehr abgeben, als mit meinem Vater. Ich habe ihn wiedergesehn, diesen zärtlichen Vater. Welche zärtliche Zusammenkunft war dieses! O, die Natur entschädigt mich für die Liebe. Er hat seine Unschuld dargethan; bald wird er seine Freiheit wieder bekommen. Welche Wonne für mich. Kann ich wohl bei so glücklichen Ereignissen betrübt sein?

Ich

Ich befinde mich indessen nicht recht wohl; aber die Reise nach Paris wird mir meine Gesundheit wieder geben, und das Vergnügen, Sie zu umarmen, wird mich vollends ganz wieder herstellen. Wir machen Anstalten zur Reise. Mein Vater wird uns begleiten, sobald er wieder auf freiem Fus sein wird, und mir ist es, als wäre er es schon ganz. Vor seiner Abreise will er auch noch seine hiesigen Angelegenheiten völlig in Ordnung bringen. Herr Eugen ist schon voraus. Er hat mich und meine Wachspuppe zurückgelassen, auch sogar Madam Agrestulen, der ich alle nur mögliche Höflichkeit erzeige.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Paris, Februar, 1773.

Bester Freund, ich bin in Verzweiflung. Ich habe die schöne Honoree gekränkt. O ihr Engel des Himmels, ihr wißt es, ob es meine Schuld war. Und doch, doch war es. Hab ich

wohl die Rolle eines treuen Liebhabers gespielt? Habe ich weise gehandelt, ob man mich gleich immer, vermuthlich zum Spott, einen Philosophen nennt? Sie befindet sich nicht wohl, wie man sagt, die liebe Honoree. Ach! ich bin die Ursache davon. O Gott, wenn sie sterben sollte; Wenn ich mir dieses schreckliche Unglück vorzuwerfen hätte! Ich würde sie nicht überleben; oder ich verdiente es wohl, daß der Himmel mir das Leben fristete zu namenlosen Qualen, mich fesselte an ein schreckliches Daseln, um mich dafür zu züchtigen, daß ich verkürzt das Leben des Meisterstücks der Natur. Ich muß hin zu ihr, muß mich ihr zu Füßen werfen, muß sie um Verzeihung bitten, wegen der Qualen, die ich ihr zugefügt habe. Wenn sie wegen meiner Verirrungen leidet, so geschieht es, weil sie mich liebt. Ich bin dessen unwürdig; ich bin unwürdig, zu leben, bis sie mir Verzeihung hat angedeihen lassen.

Blandule hat meinen Kummer bemerkt. Ich habe ihr Honoreens Brief gewiesen, habe ihr den gerechten Schmerz nicht verborgen, den

ich

ich darüber empfinde, Honoreen durch meine Untreue gekränkt zu haben. Blandule seufzete, ohne ein Wort zu sagen. Lucile sagte mir: „Sie sind verlegen darüber, daß sie die schöne Honoree gekränkt haben, und denken nicht an andre Personen, denen sie das Herz zerreißen.

Ich sah Blandulen an, welche erröthend die Augen niederschlug. Ich warf mich in ihre Arme. „Wohl, wohl, rief ich, thue ich dir auch unrecht, theuerste Blandule: du hast vielleicht geheiligtere Rechte auf mich, als alle andere. Es ist ein lebendiger Zeuge davon vorhanden, das erste Geschenk dieser Art, womit mich der Himmel durch dich beglückt hat. O wie zärtlich liebe ich Mutter und Kind. Verzeihung, meine Allertheuerste, du bist weit über mich erhaben, du hast dich daran gewöhnt, dich immer für das Glück deiner Freunde aufzuopfern; du lebst nicht für dich, du lebst für andre. Du vergißt dich selbst und deinen Vortheil, und denkst nur auf deine Freunde. Vergieb, theure Blandule, Weib Eugens, Mutter Blandulinens, herrliches

Weib, vergieb deinen Eugen, der hier zu deinen Füßen liegt, der dich in diesem Augenblick feuriger liebt, als alle andern Weiber auf der ganzen Welt.

Und nun umarmte ich mit unaussprechlicher Zärtlichkeit Mutter und Kind.

Ich eile Freund, Dich und die theuren Urheber meines Lebens zu umarmen, und dann flieg ich zur schönen Honoree.

Eugen an Ludwig l'Ange.

Paris, Februar.

Schlimme Neuigkeit.

Eben war ich im Begriff in den Wagen zu steigen, um zu Dir zu eilen, werthester Freund! als ich eine schaudervolle Nachricht erhielt. Man schreibt mir von Amsterdam, daß die schöne Honoree die Blattern bekommen hat. O Gott! dis Meisterstück der Schönheit, der Verwüstung einer so schrecklichen Krankheit ausgesetzt. Man sagt, sie

sei

sei in Gefahr; ich eile hin zu ihr. Du siehst, welche heilige Pflicht mich ruft. Ich bin meine Hülfe der liebenswürdigen Person schuldig, die mich liebt und die ich anbete. Diesen Augenblick reise ich ab, und werde Dir gleich nach meiner Ankunft wieder schreiben.

Derselbe an denselben.

Amsterdam, Februar.

Die Blattern.

Ich bin in Amsterdam angekommen, bester Freund. Ich bin außer mir. Ich lief augenblicklich in das Hotel, wo ich unsre Schönheiten verlassen hatte. Sie sind nicht mehr da. Ich fragte, wo sie jetzt wohnten; man antwortete mir aber ganz trocken, man wisse es nicht. Ob die Leute es würklich nicht wissen, oder ob sie etwan aus einem gewissen Groll so grausam sind, es nicht sagen zu wollen? Vergebens habe ich die

ganze Stadt durchstreift; nicht die geringste Spur habe ich entdecken können. Ich traf indessen einen gewissen Menschen, den ich mich während meines kurzen Aufenthalts zu Amsterdam gesehen zu haben erinnerte, und fragte ihn: ob er nicht die Wohnung der schönen Damen wisse, mit welchen er mich einigemal gesehen habe. „Die weiß ich nicht, sagte er; aber ich sehe die Damen öfters auf der Promenade.“ — „Eine von den Damen, die schönste von allen, hat die Blattern bekommen, versetzte ich.“ — „So, erwiederte er, davon weiß ich nichts; das ist aber wirklich schade. Nur vor wenigen Tagen sah ich sie noch voll Bewunderung. Ich verspreche ihnen, die Damen aufzusuchen, und es müßte nicht gut sein, wenn ich bis morgen ihre Wohnung nicht erfahren hätte.

Es war schon spät, und ich mußte mich entschließen, eine grausame Nacht zuzubringen; so nahe bei Honoreen, ohne zu wissen, wo sie ist; ohne zu wissen, wie sie sich befindet.

Tags darauf stand ich sehr früh auf, um meine Nachforschungen fortzusetzen. Ich sah einen

statt-

stattlichen Leichenzug vorübergehen, hatte aber nicht sonderlich Acht darauf, weil ich zu sehr mit meinem Nachforschen beschäftigt war, um mich um einen Leichenzug zu bekümmern. Es kam mir nicht einmal in den Sinn, darnach zu fragen, wer der Tode sei. Das Gerede der Leute macht mich aber endlich aufmerksam. „Es ist doch jammerschade um die schöne Person, hieß es. . . ." Ich fragte, ob man von der Leiche spräche. Man bejahte meine Frage, und setzte hinzu, es sei eine junge Französin von blendender Schönheit, welche die Blattern in wenig Tagen ums Leben gebracht hätten. O Himmel! bald wär ich in Ohnmacht gefallen. „Weiß man ihren Namen nicht, schrie ich?" — „Nein, war die Antwort; sie ist nur seit einigen Tagen hier." — Ich fragte alle Menschen nach ihren Namen, niemand wollte ihn wissen. „Den kann man ja wohl in ihrem Quartier erfahren, sagten einige." — „Und wo ist das, fragte ich?" Niemand wußte es. Ich lief hin zu den Trägern, und erkundigte mich, wo sie die Leiche herbrächten. In meiner Angst mochte ich vermuthlich einem Rasenden ähnlich sehen. Man würdigte mich keiner

Antwort.

Antwort. „O theuerste Honoree, du bist es, schrie ich laut." Endlich erhielt ich es doch durch vielfältiges Bitten und zudringliches Fragen, von den Leichenbegleitern, daß sie mir sagten, woher sie kamen. Ich lief eiligst dahin. „Madam, sagte ich zu der Wirthin, können Sie mir wohl sagen, wer die Dame ist, die, wie man sagt, so schön war, an den Blattern starb, und so eben zu Grabe getragen wird?" Die Wirthin verstand kein Französisch, sie sah mich ganz gleichgültig an und antwortete kein Wort. Wüthend wiederholte ich meine Frage, so laut als ich nur schreien konnte. Die herumfahrenden Holländer sahen mich alle eben so gleichgültig an, und ich, der ich ihre Sprache vollkommen inne habe, besann mich in meiner Angst nicht darauf, daß ich mich derselben bedienen müsse. Endlich kam ein Lohnbedienter dazu, der französisch verstand. „Hat man nicht so eben eine französische Dame hier heraus getragen, fragte ich ihn?" — "Ja, eine sehr schöne Französin, war seine Antwort." — „Starb sie nicht an Blattern?" — „Ja, es ist ewig schade." — „Ach ich bin außer mir, ich komme

von Paris hierher, um sie zu sehen." — „Nun, betrüben sie sich nur nicht zu sehr, wenn es ihnen blos um die Blattern zu thun ist; es befindet sich noch eine andere, eben so schöne Dame hier, die sie von jener bekommen hat, es wird wohl gleich viel sein." Ich fragte nach ihrem Zimmer, stürzte die Treppe hinauf, und war bald in dem Zimmer der Kranken.

Ihre Wärterinnen betrachteten mich stillschweigend. Ich erblickte eine ungestaltete, mit einer Kruste überzogene Figur in einem Bette. O Himmel, wie konnte ich in diesem schrecklichen Gespenst die schönste der Weiber erkennen! Ich zitterte an allen Gliedern. Ist das Honoree, schrie ich, und doch war mir bange, daß sie es nicht sein möchte. Niemand antwortete mir, vielleicht verstand mich niemand. „Um Vergebung, sagte ich, ist das meine theure Honoree?" Es kam mir vor, als wenn sich die Kranke bei dem Klange meiner Stimme bestrebte sich zu bewegen, und mir die Hand zu reichen. Ich hörte einige unartikulirte Töne, und mir kam es vor, als sagte sie: Ach! lieber Eugen! — Ach theuerste Honoree, schrie ich, ergriff ihre Hand und warf mich nieder vor ihr Krankenlager. Mit Inbrunst küßte ich diese meinem Herzen so theure Hand, troz der Blattern Verwüstung. Ich war außer

mir, wie St. Preux und inokulirte mich vielleicht, so wie er, mit der Inokulation der Liebe.

Ich schilderte meiner Geliebten meine Liebe, meinen Schmerz, meine Verzweiflung. Sie bestrebte sich mir zu antworten, sich in meine Arme zu werfen. In diesem Augenblick trat der Arzt herein. „O Himmel, rief er, was machen sie, wollen sie sie umbringen? Warum bringen sie sie so in Wallung, da sie jetzt der Ruhe bedarf?“ Er verlangte durchaus, daß ich aus dem Zimmer gehen sollte. Ich mußte mich dazu entschließen, um nicht etwa die Heilung einer so theuern Person zu verhindern. Ich nahm ein Zimmer in demselben Gasthause, so nahe an dem ihrigen, als ich es nur bekommen konnte.

Agrestule und Madam Ribeira kamen indessen auch wieder zurück. Sie waren nothwendiger Geschäfte wegen ausgegangen. Sie pflegen ihre Freundin aufs zärtlichste. Agrestule scheint ihren Eifer zu verdoppeln, um nicht für eine Nebenbuhlerin gehalten zu werden. Man hat mir meine Kinder gebracht, und ich habe sie mit innigster Zärtlichkeit umarmt. Herr de l'Astre hat sich ebenfalls eingefunden. Ich fiel ihn um den Hals, und wünschte ihm Glück zu seiner Freiheit, die er nun völlig wieder erlangt hat. „Ach! sagte

er

er, sie sehen, daß mich der Himmel aus einem Unglück in ein noch schrecklicheres wirft." Wir hielten zusammen ein trauriges Mahl. Das sind betrübte Neuigkeiten. Ich lege mich jetzt nieder, weil ich muß, die Unruhe wird mich gewiß nicht schlafen lassen.

Derselbe an denselben.

Amsterdam, Februar.

Gefahr.

Ach Gott! habe Mitleiden mit mir, meine Freunde, betet alle für mich. Honoree ist krank, sehr krank. Vielleicht ist es noch schlimmer. Man will mich nicht zu ihr lassen; man giebt mir keine Antwort. Ich wurde aufgeweckt von Agrestulens und Ribeirens Geschrei. Ich sah den Vater, er war niedergeschlagen. Er drückte mich an seinen Busen, und floh, ohne ein Wort zu reden. Aus der allgemeinen Betäubung muthmaße ich, daß der tödtliche Streich geschehen ist. Ich glaube ihn zu hören. O Himmel, Honoree erblaßt, und ich vielleicht die Ursache, denn meine Ankunft hat sie erschüttert. O, ich selbst habe den tödtlichen Streich mit erhalten. Der

Kopf

Kopf wirbelt mir. Ich habe Herzklopfen, habe Seitenstechen. Ich fühle, daß ich mit eben der Krankheit befallen bin, wie Honoree. Die Inokulation hat gewürkt. Ich fühle, daß die Krankheit schrecklich werden wird. O Freund, wenn dies hier der letzte Brief ist, so lebt wohl, lebt wohl, theuerste Aeltern, lebt wohl.

Madam Ribeira, an Ludwig l'Angen.

Amsterdam.

Lieber weiblicher Freund, Ihr Freund ist sehr krank, er hat sich selbst inokulirt. Diese Nachricht wird für seine Geliebte höchst gefährlich sein, wenn sie sie erfährt. Sie fragt beständig nach ihm. Durch ihn selbst werden Sie eine Zeitlang keine Nachricht erhalten können. Wir wollen alles mögliche thun, ihn zu retten. Beruhigen Sie seine Aeltern, beruhigen Sie sich selbst. Gott unterstütze unsre Bemühungen.

Ende des sechsten Theils und fünften Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lesuire, Robert Martin, / Kühne, Christian Friedrich Gottlob, / Behr, Christian August,

Der glücklich gewordene Weise, oder Briefe und Originalstücke, enthaltend die Abentheuer Eugen Sans Pair's

Bd.: 5. (1789). - 320 S.

1789

Coburg, Landesbibliothek -- C II 9/50
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11919671-8